Die Brüder Stalkrona.

Historischer Roman

von

Wilhelmina,

Verfasserin von „Die Familie Skytte“, „Königin Philippe“ ꝛc.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1865.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Erstes Capitel.

Gustav und Axelina.

»Da hier, mein kleiner Evert; nun habe ich deinen Papierdrachen ausgebessert, so daß er sicherlich wieder lange halten und vielleicht ungeheuer hoch fliegen wird,« sagte Jungfrau Axelina Lejonhufvud zu einem schönen sechsjährigen Knaben mit vollen blonden Locken, der ihr gegenüber stand und begierig zusah', wie ihre feinen weißen Hände mit Hilfe von Nadel und Zwirn das schadhaft gewordene Spielwerk wieder in gehörige Ordnung brachten.

Der Knabe nahm es dann in Empfang und ließ lange und nachdenklich seine großen und tiefblauen Augen forschend auf den vielen Fäden und Knoten weilen, womit die Glieder des bunten Drachenschwanzes zusammengefügt waren.

Dann schlang er seine Arme um den Hals des jungen Mädchens und sagte, während er mit seinen korallenrothen Lippen die ihrigen suchte, um ihr seine Dankbarkeit durch einen Kuß zu bezeigen:

»Dank, Lina! Du bist doch immer gut und freundlich. Dafür aber sollst Du auch, wenn ich einmal groß bin, meine Braut werden.«

»Ich soll!« frug Axelina lächelnd. »Weißt Du aber auch, ob ich will?«

»O, Du wirst schon wollen,« antwortete der Kleine mit der komischernsten Miene, welche Menschenkinder von seinem Alter sehr oft anzunehmen pflegen; »denn, siehst Du, ich habe mir vorgenommen, mich zu der Partei des Königs zu schlagen.«

»So? Gestern gehörtest Du ja aber noch zu der des Herzogs.«

»Ja, allerdings; aber ich weiß, daß Du keinen von den Anhängern des Herzogs lieb hast und ich will, daß Du mich lieb habest.«

»Gut,« sagte Axelina, indem sie sich setzte und den Knaben auf den Schooß nahm, »Du willst Dich also deshalb zu der Partei des Königs schlagen, damit ich Dich lieb habe und mit der Zeit deine Braut werde? Aber, mein lieber kleiner Evert, Du mußt in deiner Ueberzeugung auch fest und in deinen Neigungen beständig sein. Daß Du es heute mit der einen Partei und morgen mit der Gegenpartei hältst, das geht nicht. So thut kein braver Mann. Und ein braver Mann willst Du doch wohl werden?«

»Ja, darauf kannst Du Dich verlassen, Lina. Wenn ich einmal groß bin, so schaffe ich mir eine silberne Streitaxt an, so wie Herzog Carl eine hat, und mit dieser schlage ich alle Feinde des Reiches nieder.«

»Ja, thue das, mein kleiner Bräutigam, und zeige, daß Du tapfer und muthig bist. Dann werden Dich Alle liebgewinnen. Jetzt aber geh' hinunter auf den Hof und versuche, ob dein Drache fliegen kann.«

Der Knabe rannte sofort jubelnd und lärmend aus dem Zimmer.

»Armer, namenloser Knabe,« seufzte Axelina, ihm

nachschauend. »Es dürfte Dir schwer werden, Dir einen Weg durch die Welt zu bahnen. Vergebens hat Dir die Natur deinen Adelsbrief auf die Stirn und in die Augen geschrieben. Er wird ungelesen bleiben, dafern Du nicht einen Wappenschild aufzuweisen hast.«

Nach einigen Minuten kam der Kleine wieder und sagte:

»Du hast deine Sache nicht ganz gut gemacht, Lina. Der Drache geht nicht. Der Schwanz bleibt fortwährend krumm.«

Axelina nahm das Spielzeug, untersuchte es, machte einen Faden, der an einem der vielen Knoten hängen geblieben war, los, und gab dann den bunten Drachen dem Kleinen zurück.

»Dank!« rief dieser und wollte wieder hinauseilen, begegnete aber unter der Thür einem schönen jungen stattlichen Krieger in der Uniform, welche zur Zeit unserer Erzählung — gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts — von dem sogenannten Adelsfahnenregiment getragen ward.

Der junge Mann hatte ein sonnenverbranntes Gesicht, trug einen schwarzen spitzigen Kinnbart und sah etwas mürrisch aus.

Evert trat, als er ihn erblickte, aus Scheu oder Widerwillen — man wußte nicht recht, welches von beiden der Grund war — einige Schritte zurück, und als der junge Krieger ihn bei der Hand ergreifen wollte, zog er sie mit einer Miene zurück, als ob er fürchtete von einer Schlange gestochen zu werden.

»Laß mich gehen!« rief er zugleich; »ich bin Dir nicht gut!«

»Und warum nicht, Du kleiner Schelm?«

»Weil ich mehrmals gesehen habe, daß Du Lina küssest und das sollst Du nicht.«

»Ich soll nicht? Wer will es mir denn verbieten?«

»Ich!« antwortete der Knabe trotzig, indem er zugleich seine kleine Person geradestreckte, mit dem Fuß stampfte und seine üppigen, einer Löwenmähne gleichenden blonden Locken schüttelte.

»Und wie willst Du mir es verwehren?« fragte lächelnd der junge Officier, welchen der Zorn des Knaben nicht wenig ergötzte. »Ich bin ja Axelinens Verlobter und da muß ich sie wohl küssen dürfen.«

»Nein, sage ich!« rief Evert noch heftiger. »Ich bin Lina's Verlobter, und deshalb darf kein Anderer als ich sie küssen. Wenn ich groß bin, fordere ich Dich zum Zweikampf heraus, Du böser Gustav, und ich werde Dich besiegen, und dann Lina heiraten.«

»Ja, thue das,« antwortete Gustav lachend, worauf der Knabe im höchsten Grade entrüstet das Zimmer verließ.

Die beiden Verlobten begrüßten nun einander mit all' der Zärtlichkeit, wie es einem Liebespaar geziemt, und dann setzten sie sich dicht neben einander auf eine mit Goldbrocat gepolsterte Bank, so wie man sich ihrer in den reicheren adeligen Häusern damals zu bedienen pflegte.

»O, wie habe ich mich nach Dir gesehnt, Gustav, und wie unbarmherzig läßest Du mich warten!« klagte Axelina. »Ich sollte meinen, nach einer Trennung von vier langen Jahren könnten wir uns ein wenig öfter begegnen, als jetzt der Fall ist.«

»Und wem wäre dies wohl lieber als mir?« entgegnete Gustav, indem er die schöne Braut mit der lebhaftesten Zärtlichkeit in seine Arme schloß. »Aber Du siehst wohl selbst ein, daß ich im älterlichen Hause nun keinen Frieden und kein Glück mehr finden kann. Vielleicht würde ich auch selten oder niemals mit meiner Gegenwart hier lästig fallen, wenn es nicht um deinetwillen geschähe, meine Axelina.«

»Gustav, Gustav, sprich nicht so!« bat das junge Mädchen mit gefalteten Händen. »Bedenke, wie deine arme Mutter sieben lange Jahre sich gesehnt, ihren Erstgebornen wieder zu umarmen! Es war im Jahre 1586, als Du mit Sigismund nach Polen zogst, und jetzt schreiben wir 1593.«

»Ja, es sind gerade sieben Jahre, daß ich habe das Glück entbehren müssen, das holde Antlitz meiner Mutter zu sehen und ihre zärtliche Stimme zu hören. Als ich nach dreijährigem Verweilen in Warschau meinem jungen König und Freund nach Reval folgte, wo er mit seinem Herrn Vater, König Johann, zusammenzutreffen versprochen, sah ich meine Hoffnung, meine geliebte Mutter zu treffen, getäuscht, weil sie ihrer Kränklichkeit halben hatte daheim bleiben müssen und nicht im Stande gewesen war, meinen Vater zu begleiten, wie doch früher beabsichtigt worden. Dagegen aber war mir ein anderes und völlig unerwartetes Glück beschert, nämlich das, d e i n e Bekanntschaft, meine geliebte Axelina, zu machen und mit Dir ein zärtliches Herzensband, ein Band für das ganze Leben zu knüpfen.«

»Ja, mein Gustav, auch ich, das damals erst fünfzehnjährige Mädchen, ahnte nicht, daß ich als die Braut eines schwedischen Edelmannes von Reval zurückkehren würde, wohin ich meinen geliebten Onkel Mauritz begleitet,

um meinen armen landesflüchtigen Vater zu sehen und zu umarmen.«

»Landesflüchtig, sagst Du? Nein, das war Graf Axel wohl nicht, denn wie hätte er dann dem König nach Schweden folgen dürfen?«

»Dürfen! — Er hätte es auch nicht gedurft, wenn der Herzog seinen Willen durchgesetzt hätte. Unter Sigismunds Schutz aber ist mein Vater endlich des Lebens sicher, obschon deswegen nicht anderer schwerer Unannehmlichkeiten überhoben. Wie benahm Herzog Carl sich jetzt wieder? Kaum war er, als König Sigismund am Michaelistage in sein Erbreich zurückkehrte, um es in Besitz zu nehmen und zugleich das Leichenbegängniß seines verstorbenen Vaters zu feiern — kaum war er, sage ich, unter Sigismunds Gefolge meines Vaters ansichtig geworden, so warf er ihm Blicke zu, die grausamer waren als die des Basilisken. Du weißt ja selbst, wie er, nachdem er kaum, wie sich gebührte, vor seinem Neffen und König den kahlen Scheitel geneigt, noch auf der Landungsbrücke in Schmähworte gegen meinen Vater ausbrach, so daß der König ihm Schweigen gebieten mußte. Erinnerst Du Dich dessen?«

»Ja, ich erinnere mich, daß dein Vater, meine gute Axelina, in Bezug auf beleidigende Worte dem Herzog nichts nachgab, und daß beide hitzige Herren es waren, welchen der König sich genöthigt sah, Schweigen zu gebieten. Uebrigens achtete ich damals nicht sehr auf das, was um mich herum vorging, weil ich viel zu sehr von meinen eigenen stürmischen Gefühlen in Anspruch genommen war. Wie sehnsuchtsvoll hatten nicht meine Blicke draußen auf dem Meere unter schäumenden Wogen nach der schwedischen Küste

und dann, als wir näherkamen, nach der Hauptstadt gespäht, welche für mich einen Gegenstand der Sehnsucht und Hoffnung ausmachte, weil sie Alles in sich schloß, was mir das Theuerste auf Erden war. Endlich waren wir da und unter den Tausenden auf der Schiffbrücke wimmelnden Menschen suchten und fanden meine Blicke — was? wen? Meine Mutter, meine so lange entbehrte Mutter und Dich an ihrer Seite! Von diesem Augenblicke an war es aus mit meiner Besinnung. Die unerträglich langsame Annäherung an die Brücke war mir eine Tortur. Ich war nahe daran, mich in die salzigen Wogen zu stürzen, um schwimmend das Land eher zu erreichen, als auf der Schildkröte von Schiff. Ein Freund und Camerad, der meine Absicht merkte, hielt mich jedoch von dieser Thorheit zurück.«

»Auch ich, Gustav, auch ich gewahrte Dich von allen Anderen zuerst, und obschon ich nicht gerade die Absicht hatte, mich in die Fluten zu stürzen, um das Schiff, an dessen Bord Du Dich befandst, schwimmend zu erreichen, so eilte doch meine Seele Dir auf den Schwingen der Freude und der Liebe entgegen. Im nächsten Augenblick aber sah ich meinen Vater, der jedoch kaum Zeit hatte, einen Blick auf seine Tochter zu werfen, geschweige denn ihr die Hand zu reichen, ehe der grausame Carl zur Bestürzung aller Umstehenden den Donner seines Zornes gegen ihn losließ.«

»Dein Vater hat aber auch in vielen Dingen sehr unrecht gehandelt, meine Axelina. Obschon ich der Partei des Königs angehöre, so muß ich doch offen meinen Tadel darüber aussprechen, daß Graf Axel Lejonhufvud in mehreren schwedischen Landstädten das gemeine Volk gegen Carl aufgewiegelt und viel Unruhe angestiftet hat. Indessen

damit mag es nun sein, wie ihm wolle, und ein Jeder muß für seine Handlungen Rede stehen. Daß dein Vater mir bei der Zusammenkunft der Könige in Reval mit Wort und Handschlag deine Hand zusicherte, ist und bleibt immer etwas, wofür ich ihm in Zeit und Ewigkeit dankbar sein muß.«

»Mein Vater that dies auf Zureden meines edlen Onkels Mauritz, welcher stets viel auf Dich gehalten, Gustav, und schon von deinen ersten Jünglingsjahren an, als ich noch Kind war, den Wunsch zu hegen begann, daß wir beide künftig einmal ein Paar würden. Mein Onkel ist ein im höchsten Grade ehrenwerther und verehrungswürdiger Mann.«

»Darin stimme ich von ganzem Herzen ein. Inzwischen hat er aber doch etwas gethan, was ich Grund habe zu mißbilligen, nämlich, daß er Dich hier im Hause gelassen.«

»Was sagst Du, Gustav? — Hier im Hause? — Bei deinen eigenen Aeltern? Wo konnte er wohl seine mutterlose Nichte, die ihm von ihrem eigenen Vater anempfohlen worden, in besserer Obhut glauben, als bei seinem Jugendfreund Herrn Arvid Stalkrona und dessen edler Gattin? Zu meiner Großmutter, der wegen ihrer Strenge beinahe im ganzen Lande bekannten Frau Ebba Liljehök, die mit ihren Söhnen fortwährend in Unfrieden lebt, wollte er mich einmal durchaus nicht bringen. Nein, Gustav, deine Mutter war für mich die beste Führerin und —«

»Ja, meine Mutter ist ein edles Weib,« fiel Gustav ihr in's Wort, »und Gottes Zorn treffe mich in dem Augenblick, wo ich dies nicht mehr anerkenne. Inzwischen merke ich doch jetzt recht wohl, daß ihr Herz gegen mich nicht mehr dasselbe ist wie früher. Eine gewisse Kälte,

welche sie vergebens zu verbergen bemüht ist, gibt sich in ihren Worten und Blicken kund. Ich erkenne sie nicht wieder — sie, nach deren holder, freundlicher Nähe ich mich doch so sehr gesehnt.«

»Daran ist die Einseitigkeit deines Vaters Schuld, geliebter Gustav. Seit Jahren sich auf die Seite des Herzogs neigend, ist Herr Arvid jetzt, nach König Johanns Tode, dessen Bruder mit jedem Tage geneigter geworden, so daß es jetzt in seinen Augen kein vortrefflicheres Musterbild von Tapferkeit und Klugheit gibt, als Herzog Carl von Südermannland. Deine Treue und Anhänglichkeit an Sigismund — Gefühle, welche Carl mit dem Namen Hochverrath bei Allen brandmarkt, welche dergleichen hegen — sind deinem eigenen Vater verdächtig geworden. Wie sehr auch die gute und kluge Frau Johanna sich dagegen gesträubt hat, sich in die Tagesfragen zu mischen, oder auf das Gerede einer oder der anderen Partei zu hören, so ist es ihrem Gemal doch allmälig gelungen, ihr die Ueberzeugung beizubringen, daß Carl das Wohl, die Rettung und Kräftigung des Reiches will, während Sigismund dagegen nur an dem Untergang desselben arbeitet. Noch im letzten Augenblick vor deiner Heimkunft hofften deine Aeltern Dich zu dem zurückführen zu können, was sie deine Pflichten gegen das Vaterland nennen; da sie nun aber vernommen haben, daß alle ihre Bemühungen fruchtlos bleiben werden, so grämen sie sich darüber mehr, als Du glauben kannst.«

»Das weiß ich, Axelina, und es ist allerdings ein drückendes Bewußtsein, die Liebe seiner Aeltern verloren zu haben. Und warum? Weil ich meinem Eid, meiner Ueberzeugung und meiner Unterthanenpflicht treu bleibe! Ja, denn

Sigismund ist ja der rechtmäßige König und Herr des Landes, während sein Onkel dagegen ein verächtlicher Meineidiger ist, der durch List und Gewalt das Scepter an sich zu reißen sucht.«

»Ja, Du hast Recht; Carl ist nicht blos ein Ränkeschmied, sondern auch ein Mann des Blutes. O, wie verabscheue ich ihn! Werde niemals ein Anhänger von Carl, Gustav, dafern Du mich als deine Braut vor dem Altare sehen willst.«

»Nein, ich werde niemals ein Anhänger von Carl sein, meine Auserkorene; dies schwöre ich Dir bei Allem, was mir im Leben heilig ist. An Sigismund fesselt mich nicht blos die Treue und Pflicht des Unterthans, sondern auch — was noch mehr ist — die innigste, wärmste Freundschaft. Du hast vielleicht gehört, daß ich als Kind oft in's Schloß hinaufgeholt ward, um mit dem Prinzen zu spielen, obschon er zwei Jahre älter war. Als ich, nachdem ich mein vierzehntes Jahr erreicht, bei ihm förmlich als Page angestellt ward, gaben wir, obschon noch Knaben, einander mit Hand und Mund das feste Versprechen, uns niemals von einander zu trennen. Ich schwur, Sigismunds Recht gegen Jeden, wer es auch sei, bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und er, mich zu beschützen und mich nie zu verlassen, welches Schicksal uns auch beschieden sein möge.«

»Mein armer Gustav! Dann wirst Du wohl viele Schwierigkeiten zu bekämpfen haben, besonders gegen deinen Vater und meinen Onkel.«

»Das sehe ich wohl ein und deshalb ist es mir jedesmal so schmerzlich, wenn ich die Schwelle des älterlichen Hauses überschreite, wo ich fast immer dem Grafen Mauritz

begegne, der mir früher so herzlich gewogen, jetzt aber so sichtbar abgeneigt ist. Und wenn ich dazu noch den Zorn meines Vaters nehme, der sich in halb erstickten Vorwürfen und Stachelreden Luft macht, die Kälte meiner Mutter, welche dieselbe bald nicht mehr bekämpfen kann noch will, sowie die Siegesfreude, welche aus den Blicken meines stets so neidischen Bruders leuchtet, dann finde ich, daß ich immer mehr und mehr Grund habe, zu wünschen, daß Du in einem anderen Hause wohntest, wo ich Dich in Ruhe und mit Behagen besuchen könnte, ohne alle jene bitteren und quälenden Gefühle, deren Beute ich jetzt bin.«

»Ich habe zu bemerken geglaubt, geliebter Gustav, daß Du die drohenden Gefahren und drückenden Kümmernisse gern übertreibst, sowie daß Du ganz besonders geneigt bist, Alles schwarz zu malen. Was deinen Bruder betrifft, so thust Du ihm ganz bestimmt das grausamste Unrecht an, wenn Du ihn neidisch und boshaft nennst. Wie ist es wohl möglich, seinen eigenen Bruder, das einzige Geschwister, welches man hat, so zu verkennen! Wenn Du wüßtest, wie er sich nach Dir gesehnt — wie er jahrelang —«

»Halt ein, Axelina, und erspare mir den Verdruß, deine Rosenlispen sich zum Vermittler für eine ungerechte Sache machen zu hören. Ich kenne Carl besser, als sonst Jemand ihn kennt. Er kann mir es nicht verzeihen, daß ich der älteste Sohn des Hauses und der künftige Erbe des größten Theiles des Familienbesitzthums bin, während ihm dagegen nur ein geringer Theil davon zufallen kann. Ueberdies —«

Hier ward Gustav unterbrochen, denn die Thür des Zimmers ward heftig und mit Geräusch aufgeworfen und

hereingestürzt kam der kleine Evert, welcher mit funkelnden Augen und dunkelglühenden Wangen rief:

»Nun will ich Dir sagen, Lina, daß ich weiß, wie ich Dich dafür strafen kann, daß Du garstig gegen mich bist und Herrn Gustav Stalkrona lieber hast als mich. Ich werde nämlich ein Anhänger des Herzogs, anstatt es mit dem König zu halten!«

»So! Du versprachst ja aber nur erst vorhin, stets der Partei des Königs angehören zu wollen,« sagte Axelina mit verstelltem Ernst.

»Allerdings, aber da glaubte ich, Du wolltest auf mich warten, bis ich groß wäre,« antwortete der Kleine. »Uebrigens sagt Herr Arvid und eben so auch Graf Mauritz, man müsse es mit dem Herzog halten, weil dieser Recht habe. Carl sagt es auch.«

Gustav und Axelina betrachteten lächelnd den kleinen unzuverlässigen Parteigänger, der jetzt ganz still dastand und seine wunderschönen dunkelblauen Augen mit drohendem Blick auf den jungen Krieger heftete, zu welchem er nach einer kurzen Pause sagte:

»Dich habe ich gar nicht lieb. Es ist gar nicht mehr hübsch im Hause, seitdem Du angefangen hast, so oft hieher zu kommen.«

Und mit diesen Worten verließ der Knabe das Zimmer, diesmal aber nicht springend, sondern mit abgemessenen Schritten und stolzer Haltung, wie ein beleidigter Fürst.

»Auch er!« sagte Gustav mit einem schweren Seufzer, indem er dem verschwindenden Knaben nachblickte. »Habe ich nicht Recht, wenn ich sage, daß hier mir Alle gram sind?«

»Du wirst Dir doch das Geschwätz dieses kleinen

Wildfangs nicht zu Herzen nehmen?« lachte Axelina. »Inzwischen,« fuhr sie plötzlich ernst werdend fort, »erscheint es mir doch betrübend, und zwar nicht wenig betrübend zu sein, daß der Zustand in unserem armen Vaterlande von der Art ist, daß selbst die Kinder, noch ehe sie ordentlich sprechen können, lallend erörtern, zu welcher politischen Partei sie sich halten sollen.«

»Dies geschieht blos aus Nachahmungssucht, liebe Axelina; was Kinder von Erwachsenen vornehmen sehen, wollen sie auch nachmachen, und die Gegenstände, welche sie am meisten verhandeln hören, wollen sie ebenfalls besprechen.«

»Das ist allerdings wahr, deswegen aber behaupte ich immer noch, daß jetzt eine sehr betrübende Zeit in Schweden herrscht, denn die Parteikämpfe sind das tägliche, ja stündliche und ausschließliche Thema der Unterhaltung. In den Familien, auf dem Markt und an den Häfen, in den Sälen der Rathsherren und in den Verkaufsläden, in Kinderstuben und in Dienstbotenkammern — überall hört man ein und dasselbe Gespräch. Man stellt Vermuthungen auf, wer den Sieg gewinnen werde, und streitet, wer das Recht auf seiner Seite habe. Es ist dies in der That sehr beklagenswerth, Gustav.«

»Ja, da hast Du Recht, Geliebte. Unglücklicher kann wohl niemals ein Volk sein, als zu Zeiten einheimischer Zwietracht, und ich habe allen Grund, für unser armes Schweden das Schlimmste zu fürchten. Ohne das Schwert aus der Scheide zu ziehen, dürfte es Sigismund schwerlich gelingen, sich die vom Vater und Großvater ererbte Krone auf's Haupt zu setzen.«

»Daß er dieselbe sich auf's Haupt setzen werde, glaube

ich; wie es ihm aber gelingen wird, sie auch darauf zu erhalten, das wird die Zukunft lehren. Carl, der Bauernfürst, wie der Adel ihn spöttischerweise nennt, hat das gemeine Volk so gegen Sigismund aufzuwiegeln gewußt, daß es diesen Namen als gleichbedeutend mit dem Antichrist oder dem Fürsten der Finsterniß betrachtet und glaubt, er sei blos wiedergekommen, um in seinem Erbreiche so viel Verderben als möglich zu verbreiten und alle Seelen auf dem schnellsten und breitesten Wege in die Hölle zu führen.«

»Wehe dem Herzog daß er von seinem nächsten Anverwandten so sprechen kann! Nicht genug damit, daß er unter Johanns Regierung —«

»Johann dürfen wir nicht einmal nennen, geliebter Gustav. Johann war ein furchtbarer Mensch — ein Barbar, ein —«

»Ja, wer wüßte das nicht? Schon seine Handlungsweise gegen seinen Bruder, den armen Erik, stempelt ihn zu einem unserer schlimmsten Tyrannen. Carl ist inzwischen auch grausam.«

»Allerdings ist er es, besonders gegen den hohen Adel, und ich fürchte, daß, wenn es ihm gelingt, die Krone an sich zu reißen, dann viele Köpfe sehr locker sitzen.«

»Die Krone an sich zu reißen, wird ihm nimmermehr gelingen — dies glaube mir, Axelina — wenigstens nicht, so lange noch Sigismunds treue Anhänger einen Tropfen Blut in Arm und Brust haben. Glücklicherweise ist ihre Zahl auch nicht so gering, wie Carls Partei sich einzubilden scheint.«

Der junge Krieger hatte sich hierbei aufgerichtet und schlug mit der Hand auf seinen silberblanken Brustharnisch,

so daß derselbe seine Gefühlsäußerung beantwortete wie ein klingendes Echo.

Dann aber schlang sein stahlbekleideter Arm sich um den schlanken Leib der Jungfrau, und er schaute ihr mit einem jener glühenden Blicke in die Augen, die nur ein Liebender zu entsenden vermag, die aber für jeden Anderen unnachahmlich sind.

»Axelina!« flüsterte er, und seine Stimme nahm jenen schmelzenden Ausdruck an, welcher macht, daß das Wort, ja selbst der Ton das Herz der geliebten Person durchdringt und ihre Pulse schneller schlagen macht. »Axelina, auch wir sprechen von den Angelegenheiten des Staates, während wir uns ausschließlich mit unseren eigenen beschäftigen sollten. In den wenigen Augenblicken, wo es uns vergönnt ist, allein zu sein und die uns mit jedem Tage knapper zugemessen werden, vergeuden wir unsere kostbare Zeit damit, daß wir uns in den leidigsten aller Gegenstände, in die Politik, vertiefen. Ist das wohl recht von uns?«

»Nein, mein Theurer, es ist im Gegentheil sehr unrecht, und ich gebe dies von ganzem Herzen zu.«

»Folglich eine Sünde — denn alles Unrecht ist ja Sünde.«

»Ja, Gustav, aber es ist eine unfreiwillige Sünde, eine Sünde, deren jetzt, in unserer Zeit, ein Jeder sich schuldig macht, ohne es selbst zu wissen. Die wichtigste Frage des Tages: »Wird König Sigismund siegen oder nicht?« erfüllt ja jede schwedische Menschenseele und verdrängt daraus alle anderen Gedanken. Die Politik ist eine Tyrannin geworden, welche Alles unterjocht und sich dienstbar macht.«

»Nein, sie ist keine Tyrannin oder Alleinherrscherin,

meine herrliche Axelina. Dagegen protestire ich auf das Entschiedenste. Es gibt eine Macht, welche stärker und gewaltiger ist, als alle anderen auf Erden, und dies ist die Liebe. Ich möchte wohl den Despoten sehen, dessen Schwert oder Scheiterhaufen mich zwingen könnte, dein Bild aus meinem Herzen zu reißen. Dies bedenke wohl, mein angebetetes Mädchen — meiner Augen Licht und meines Lebens Leben!«

Die junge Dame antwortete etwas in demselben Geiste. Da es aber ein unbehagliches Gefühl ist, die dritte Person an einem Orte zu sein, wo ein Liebespaar unter Liebkosungen von seiner ewigen Treue und so unermeßlichen Liebe girrt, und man auch kein sonderliches Vergnügen daran finden kann, eine derartige Tirade nach der andern zu lesen, so wird man es uns nicht verübeln, wenn wir die beiden Verlobten auf einige Augenblicke sich selbst überlassen.

Es dauerte jedoch nicht viele Minuten, so kamen sie von ihrem Ausfluge in das endlose Reich holder Träume wieder in die wirkliche Welt zurück, in welcher sie so viel zu leben und zu wirken, zu wünschen und zu hoffen hatten.

Ein Thema des Gesprächs folgte auf das andere. Endlich sagte Gustav:

»Und nun, beste Axelina, um wieder auf Evert, diesen kleinen Starrkopf, zurückzukommen, welcher hier umherspringt und für seine Zunge eben so freien Spielraum zu haben scheint, wie für das, was er sonst thut und treibt, so sage mir: Wessen Kind ist er? Wo ist er her?«

»Hat denn dein Vater, oder deine Mutter, oder dein Bruder es Dir noch nicht gesagt?«

»Mein Bruder? ha! ha! ha! Der wäre gerade der Rechte, an den ich mich mit einer solchen Frage wenden

könnte. Ueberdies weißt Du ja, daß Carl und ich nie anders mit einander sprechen, als wenn es durchaus geschehen muß.«

»Es ist dies ein sehr betrübendes Verhältniß, welches ich gerne abgeändert sehen möchte. Carl ist ein guter, ein edler junger Mann, und Du thust sehr unrecht daran, ihn zu hassen und zu verkennen.«

»Dann glaubst Du also wohl, der Fehler liegean mir?«

»Ich kann nicht läugnen, daß ich dies denke, geliebter Gustav. O, daß ich zwischen Euch Friedensstifterin werden könnte!«

»Das ist, fürchte ich, ein vergeblicher Wunsch. Beantworte mir aber jetzt vor allen Dingen meine Frage: Wem gehört dieser Knabe?«

»Ich muß zunächst meine Gegenfrage wiederholen: Haben Dir deine nächsten Anverwandten es nicht gesagt?«

»Nein, wenigstens nicht auf zufriedenstellende Weise. Man hat mir auf meine Fragen geantwortet, eine Nonne aus einem der von König Johann wieder errichteten Klöster — ich weiß nicht mehr aus welchem — sei eines Abends in stockfinsterer Dunkelheit hierhergekommen und habe mit meinem Vater zu sprechen verlangt. Unter ihrer groben Kutte hätte sie einen ungefähr ein Jahr alten Knaben getragen, den sie meinen Vater gebeten aus Erbarmen anzunehmen und als seinen Pflegesohn erziehen zu lassen. Der Kleine hatte, wie die Nonne vorgab, das Licht der Welt in den geheiligten Mauern des Klosters erblickt, in welchem eine arme, obdachlose Frau in ihrer Angst und Noth Zuflucht gesucht und wo sie, wenige Minuten, nachdem sie Mutter geworden, ihren Geist aufgegeben. Man hatte sie daher

über nichts befragen können und alle Bemühungen von Seiten des Klosters, zu erfahren, wie die Mutter geheißen, oder wo der Vater des Kindes zu treffen sei, waren vergebens gewesen und geblieben.«

»Sehr richtig, da kennst Du ja also das ganze Sachverhältniß. Ganz so hat man mir die Geschichte erzählt und so wird sie beständig einem Jeden erzählt, der nach der Herkunft des Knaben fragt. Ich weiß daher nicht, warum gerade Du eine andere Erklärung wünschtest, als diese, welche mir vollkommen genügend zu sein scheint.«

»Genügend, ja, aber ist sie auch wahr? Warum ward das Kind gerade zu meinem Vater gebracht? Warum behielt man es nicht im Kloster?«

»Dies hätte man wahrscheinlich gethan, wenn es ein Mädchen gewesen wäre; einen Knaben aber konnte man doch unmöglich in einem Nonnenkloster erziehen. Du findest wohl selbst, lieber Gustav, daß dieses nicht angegangen wäre.«

»Das gebe ich allerdings zu, aber warum trug man den Knaben nicht zu dem König Johann, dem Beschützer aller Klöster?«

»Wie hätte man dies wagen können? Glaubst Du vielleicht, daß er Lust gehabt hätte, ein Klostergeschenk von dieser Art anzunehmen?«

»Warum nicht? Alles, was mit Nonnen, Mönchen und dem katholischen Wesen überhaupt die geringste Gemeinsamkeit hatte, mußte ja diesem Herrn und Meister der Lithurgie willkommen sein.«

»Ausgenommen dergleichen kleine Passagiere; Johann war eigentlich kein Freund von Kindern, und ich glaube

nicht, daß es gelungen wäre, ihm so nolens volens dergleichen aufzuschwindeln.«

»Nun, wie steht es aber in dieser Beziehung mit meinem Vater? Wann wäre dieser ein Kinderfreund gewesen? Nicht einmal als seine eigenen Söhne klein waren, fand er Vergnügen daran, sich mit ihnen abzugeben. Was würde wohl der alte barsche Mann gesagt haben, wenn die Nonne ihm den kleinen Burschen so ohne Weiteres auf's Knie gesetzt hätte?«

»Darüber habe ich allerdings niemals etwas gehört, und war auch damals noch nicht hier im Hause. Es muß ungefähr ein Jahr und acht Monate nach Sigismunds Abreise nach Polen gewesen sein, als Herrn Arvid Stalkrona dieses Ehrengeschenk dargebracht ward. Als ich vor vier Jahren hierher kam, war Evert ein kleiner Bube von drei Jahren.«

»Ich kann aber immer noch nicht verstehen, wie mein Vater, der sonst von allen mit ihm unbekannten Personen für so unzugänglich angesehen wird, diesmal sich so äußerst fügsam zeigen konnte.«

»Was die Fügsamkeit betrifft, so glaube ich kaum, daß Herr Arvid Zeit hatte, dieselbe an den Tag zu legen, denn ehe noch die alte Nonne das Kind aus ihrem Mantel hervorzog, sprach sie hastig die wenigen Worte, wodurch sie die Herkunft desselben erklärte, so wie eine Bitte um Schutz für das arme Wesen; dann eilte sie, während dein Vater noch bestürzt und verblüfft mit dem Kind auf seinem Knie dasaß, zur Thür hinaus und war spurlos verschwunden.«

»Aber in ihrem Kloster hätte man doch —«

»Nein, Gustav, Du bist im Irrthum, wenn Du glaubst,

sie hätte das Kloster, zu welchem sie gehörte, genannt. Eben so wenig konnte dein Vater aus ihrer Tracht einen Schluß hierauf ziehen, denn der dunkle Mantel, in welchen sie sich sorgfältig gehüllt, bedeckte ihre ganzen übrigen Kleider.«

»Wie seltsam! Sollte es ihm wirklich gelungen sein, so zu täuschen? — Ha, mein Argwohn, mein Argwohn!«

»Welchen Argwohn meinst Du, Gustav?«

»O, nichts, nichts,« antwortete Gustav zerstreut, und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie um einen beunruhigenden Gedanken zu verscheuchen. »Was man nicht mit Gewißheit behaupten kann, darf man nicht aussprechen, und eine bloße Vermuthung darf man nicht in Worte kleiden.«

»Nun dann behalte deine Vermuthung für Dich selbst, mein Geliebter. Vielleicht wird der Schleier, welcher jetzt die Herkunft des schönen Kindes bedeckt, einmal gelüftet. Wäre dies nicht der Fall, so könnte ja seine Laufbahn nie durch Heldenthaten und Ehre ausgezeichnet werden. Er könnte höchstens sein ganzes Leben lang ein armer Knappe bleiben. Und dies wäre sehr Schade, denn wenn seine äußere Erscheinung in der Zukunft hält, was sie jetzt verspricht, so wird er gewiß einer der stattlichsten Kämpen, welche jemals Schild und Speer getragen haben.«

»Du vergissest, daß es für einen nichtadeligen Jüngling auch andere Wege gibt, um sich auszuzeichnen. Evert kann Geistlicher, Gelehrter oder Kaufmann werden.«

»Allerdings kann er das, aber dennoch dürfte dies nicht geschehen. Ich kann mir diesen bildschönen Jüngling — denn daß Evert einmal ein solcher wird, betrachte ich als ausgemacht — nicht in dem schwarzen Mäntelchen eines Priesters mit der unförmlichen Halskrause, oder in dem

kurzen schwarzen Rock und hohen Hut des Gelehrten mit schwarzen Strümpfen an den Füßen und einem Bündel Papiere unter dem Arme, am allerwenigsten aber in dem grauen oder braunen Camelotwams des Bürgers, mit der Elle in der Hand hinter einem Ladentisch stehend, denken.«

»Du sprichst mit steigendem Eifer, Axelina. Gleichwohl müssen wir die Zukunft dieses Kindes ebenso wie die unsere den Händen der Vorsehung anheimgeben.«

»Darin hast Du vollkommen Recht, und es ist von mir übel gethan, daß ich mit so viel Geschwätz über eine Menge Dinge, die mir im Grunde genommen gleichgiltig sein sollten, den kostbaren Augenblick ausfülle, wo ich so glücklich bin, eine Unterredung ohne Zeugen mit Dir zu haben, besonders da es ziemlich lange dauern dürfte, ehe eine so glückliche Gelegenheit wieder kommt. Es gibt wohl Eins, was mir weit mehr am Herzen liegt, als das künftige Schicksal des kleinen Evert, nämlich die gegenwärtigen Umstände meiner Freundin, — ich wage dies frei heraus zu sagen — meiner Freundin der Prinzessin Anna, und ich muß Dich bitten, geliebter Gustav, mir meine Fragen in Bezug auf sie ehrlich zu beantworten.«

»Sehr gern, so weit ich kann.«

»Vor allen Dingen frage ich dann: Ist Anna hier oder nicht? Das Gerücht behauptet, sie wäre im Gefolge ihres königlichen Bruders hierhergekommen, obschon in tiefer Verkleidung, ja man sagt sogar in Männertracht. Andere dagegen behaupten, es sei dies Alles erdichtet, und die Prinzessin sei in Polen geblieben, um die Rückkunft des Königs Sigismund und der Königin Anna dort abzuwarten. Was soll ich hiervon wohl glauben, Gustav?«

»Glaube, was Du am liebsten wünschest, Axelina, oder vielmehr, was deine Kenntniß von dem Charakter der Prinzessin Dir eingibt. Es ist wohl kaum denkbar, daß die lebhafte und redselige Anna Wasa, welche jede Gelegenheit, sich zu ergötzen, mit Eifer zu ergreifen pflegt, ganz allein in dem ihr fremden Polen geblieben sei, während sie wußte, welche, sowohl heitere als traurige, in beiden Fällen aber prachtvolle Feste hier gefeiert werden sollten.«

»Dann ist sie also hier? O, führe mich sogleich zu ihr.«

»Das kann leider nicht geschehen, mein holdes Mädchen. Du mußt deiner Ungeduld Schweigen gebieten und bedenken, daß man vorsichtig zu Werke gehen muß. Mein Vater und dein Onkel Graf Mauritz Lejonhufvud, die beiden Erzfeinde des Sigismund'schen Hauses, würden gewiß nicht erlauben, daß Du Umgang mit der Schwester des Königs pflegst.«

»Und aus diesem Grunde sollte ich mich ihr nicht nähern dürfen — ihr, die ich so innig lieb habe?«

»O, ganz gewiß sollst Du das, mein Engel, aber Du mußt Geduld haben. Uebrigens begreife ich nicht, wie Du die Prinzessin Anna persönlich kennen und lieben gelernt hast.«

»Wie? Dann ist es Dir wohl unbekannt, daß ich vor einigen Jahren, obschon noch sehr jung, nämlich erst fünfzehn Jahre alt, einige Monate lang als Hoffräulein der Prinzessin Anna fungirte? Es war dies ungefähr anderthalb Jahre vor ihrer Reise in's Ausland, kurz zuvor ehe ich mit Onkel Mauritz nach Reval reiste. Eine liebenswürdigere Herrscherin als diese Königstochter kann es wohl nicht geben, und ich brenne jetzt vor Ungeduld, ihr meine Huldi-

gungen darbringen zu dürfen — sie wieder in Schweden willkommen zu heißen. Wo, wo finde ich die Prinzessin?«

»Nirgends. Ich habe Dir ja gesagt, daß Du Dich gedulden mußt. Die Sicherheit der Prinzessin fordert, daß sie sich bis auf Weiteres verborgen hält, bis der große Streit in Bezug auf die Beschlüsse der Versammlung in Upsala ausgekämpft ist. Du weißt, daß Herzog Carl die Prinzessin Anna stets verfolgt hat, und zwar eben wegen der Gewandtheit und Unerschrockenheit, womit sie ihm bei so vielen Gelegenheiten die Spitze geboten. Um deshalb allen unnöthigen Verdrießlichkeiten auszuweichen, beobachtet die Prinzessin das tiefste Incognito und lullt ihren hohen Onkel in den für ihn so holden Glauben ein, daß sie in Polen geblieben sei.«

»Aber was wäre es weiter, wenn Herzog Carl wüßte, daß die Prinzessin Anna hier ist?«

»Dies würde ihm weit mehr Verdruß bereiten, als Du Dir jemals denken kannst.«

»Aber wo weilt denn Johanns stolze Tochter? Denn befände sie sich auf dem Schlosse bei ihrem königlichen Bruder und dessen Gemalin, so wäre dies schon in der ganzen Stadt bekannt.«

»Prinzessin Anna wohnt bei ihrer Frau Stiefmutter, der verwitweten Königin Gunilla, in deren Haus auf der Kindhäftegasse.«

»Unerklärlich! Diese beiden Frauen konnten einander ja früher nicht ausstehen!«

»Im Gegentheil, die Sache ist sehr leicht erklärlich, meine Axelina. Für die siebzehnjährige Prinzessin, welche schon mit zwei Jahren mutterlos, die vornehmste Dame an

dem glänzenden Königshof ihres Vaters gewesen, mußte es allerdings nichts weniger als angenehm sein, eine ebenfalls siebzehnjährige Stiefmutter zu bekommen, welche obendrein als bloßes Edelfräulein bis dahin der Prinzessin unterthänig gewesen, die aber nun ihre Königin ward, vor welcher sie sich beugen und in allen Dingen zurückstehen mußte.«

»Ja, bei Gott, Du hast Recht. Ich kann mir ein ganz gleiches Verhältniß denken, im Fall mein Vater auf den Einfall käme, wieder zu heiraten. Und ich bin doch keine Prinzessin, welche genöthigt sein würde, eine Unterthanin zu ihrer Herrscherin erhoben zu sehen.«

»Siehst Du das ein? Und was meinst Du wohl, was die junge Königin, die schon vorher unglücklich genug war, sich auf ihr ganzes Leben von dem Geliebten ihres Herzens geschieden und von ihren ehrgeizigen, herzlosen Aeltern einem alten Tyrannen geopfert zu sehen — was meinst Du wohl, was sie gefühlt haben muß, als sie zur Vermehrung ihrer Qualen fortwährend die Stachelreden ihrer widerspenstigen Stieftochter hören mußte? — War es deshalb nicht ein Glück für beide, daß König Johann, der sich durch Kränklichkeit abgehalten sah, zu König Sigismunds Hochzeit zu reisen, an seiner Statt seine Tochter schickte, mit der Erlaubniß, so lange dort zu bleiben, als sie selbst wünschte und es ihr gefiele.«

»Ja, aber wie steht es jetzt, Gustav?«

»Jetzt ist es etwas ganz Anderes. Die Trennung versöhnt alle Fehler einer launenhaften Gemüthsart, und die Entfernung ebnet alle Mißverhältnisse. Die beiden Damen sind einander jetzt durchaus nicht mehr im Wege. Im Gegentheil, sie haben sogar ein gemeinsames Interesse, nämlich das,

sich gegen den Herzog Carl zu vertheidigen, welcher ihrer beider Feind ist.«

»Das ist wahr. Und wie setzt er stets die Forderungen der Höflichkeit aus den Augen! Du kannst Dir nicht denken, mein Gustav, wie er sich gegen die Königin Gunilla bei Gelegenheit des Todes ihres Gemals benahm. Er beschuldigte sie geradezu des Diebstahls und behauptete, sie habe eine Menge Kleinodien, welche dem verstorbenen König gehört, beiseite geschafft und müsse daher sofort das Schloß verlassen.«

»Ich habe wohl davon sprechen gehört und es hat meinen Abscheu vor dem jüngsten Sohne Gustav Wasa's nicht vermindert. Rücksichtslose Despoten sind die sämmtlichen Wasa-Fürsten gewesen, Vater sowohl als Söhne, mit einziger Ausnahme des armen wahnsinnigen Magnus. Ich für meinen Theil habe keinem von ihnen jemals meine Bewunderung schenken können, obschon ich Gustavs Genie, Eriks Dichtertalent und Carls Energie alle Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Johann war von allen der schlimmste.«

»Sigismund erwähnst Du gar nicht.«

»Diesen bewundere ich eben so wenig, aber ich liebe ihn, denn er ist ein guter Mensch.«

»Gut, aber schwach — ich fürchte, daß die Schwäche sein Verderben wird. Nun aber möchte ich Dich noch fragen, mein Gustav, ob —«

»Verzeihe, daß ich Dir in's Wort falle, meine holde Axelina; die Frage aber, welche nun zunächst zur Verhandlung kommen muß, betrifft uns selbst und unsere eigene Zukunft. Wir waren ja vorhin beide der Ansicht, daß die Zeit kostbar und die Augenblicke des Glückes, nämlich die Augen-

blicke zu einem Gespräch unter vier Augen knapp zugemessen sind. Wir müssen daher die Gelegenheit beim Schopfe fassen, ehe sie uns entschlüpft. Vier lange Jahre habe ich mich gesehnt, Dich an mein vor Liebe glühendes Herz zu schließen, und nun sind wir während der wenigen Tage, die ich in meiner Geburtsstadt zugebracht, jedes Mal, wo ich Dich hier im Hause meiner Aeltern besucht, stets von spähenden Augen und lauschenden Ohren umgeben gewesen. Dennoch ist es seit den Tagen des Paradieses eine bekannte und anerkannte Sache, daß die Liebe, wenn sie ihr Glück genießen soll, unmöglich die Gegenwart einer dritten Person verträgt. Komm daher wieder in meine Arme und laß mich mit den feurigsten Küssen Dir die schönen, so Vieles fragenden Lippen versiegeln.«

»So, so!« sagte das erröthende Mädchen und entwand sich mit sanfter Gewalt den sie umschließenden Armen ihres Verlobten.

»Du sagtest vorhin, wir sollten von der Zukunft, nämlich unserer eigenen Zukunft, sprechen. O Gustav, wissen wir denn so gewiß, daß wir eine Zukunft haben? In diesen Zeiten, die so unruhig sind wie die Wogen des Meeres, wer weiß da wohl, ob er auch nur den morgenden Tag sein nennen wird?«

»Deine Worte klingen nicht erheiternd, theures Mädchen.«

»Aber sind sie nicht wahr, Gustav?«

»Leider ja, dennoch aber hoffe ich von der Gnade meines Königs und von deiner Standhaftigkeit, meine schöne Braut, das Beste. Von meiner Standhaftigkeit kannst Du Alles hoffen und an König Sigismunds fernerer Gnade

zweifle ich auch nicht. Inzwischen könnte es aber doch geschehen, daß Herzog Carl —«

Gerade in diesem Augenblick warf der junge Edelmann zufällig einen Blick auf die Thurmuhr der St. Gertrudskirche, deren Zifferblatt von dem Saalfenster in Herrn Arvid Stalkrona's Haus recht wohl sichtbar war.

Er sprang sofort von der Bank, auf der er gesessen, empor, und rief:

»Die Zeit ist da!«

»Die Zeit? Was für eine Zeit denn?«

»Die Zeit, wo ich Dich verlassen muß, meine unaussprechlich Geliebte! Ich habe versprochen, den Grafen Gustav Brahe Schlag eilf Uhr am Norderhafen zu treffen! Leb daher wohl für jetzt, Du Hälfte meiner Seele! Grüße meine theure Mutter und suche wo möglich sie zu bewegen, daß sie für ihren Erstgeborenen sich erhalte.«

Eine Minute später war er fort und Axelina mit ihren Gedanken allein.

Zweites Capitel.

Agnes und ihre Mutter.

In dem ersten Stockwerk eines der höchsten und schmalsten Häuser der westlichen Langgasse waren zwei Frauen von mittlern Jahren in einem, wie es schien, sehr vertraulichen Gespräch begriffen, denn sie sprachen ganz leise und saßen ganz nahe bei einander.

Daß beide von hohem Stande waren, sah man an ihrer schönen, kostbaren Kleidung. Damals behauptete näm-

lich, eben so wie später bis zu der sogenannten Freiheitszeit, der Adel sein Recht auch in Bezug auf das, was die Kleidung betraf.

So ziemte es z. B. einem Bürger, wenn auch seine zwischen den geschlitzten Aermeln hervorlugende Wäsche eben so fein war wie die eines Edelmanns und seine Beinkleider und sein Wams von eben so schönem feinen flandrischen oder englischen Tuch, doch nicht, dieselben von demselben Schnitt zu tragen wie die der edelgeborenen Herren.

Eben so wenig durfte eine Bürgersfrau, wenn sie auch die Mittel dazu besaß, sich an hohen Festtagen in Seide zu kleiden, ihre Kleider von demselben Schnitt tragen wie die der Edeldamen, oder die bürgerliche Kopfbedeckung, eine schwarze Haube mit weißen oder schwarzen Spitzen, ablegen, um sich statt derselben mit Frisuren, Perlenhaube, Spitzenkragen und andern dergleichen Zierathen zu schmücken, welche ausschließlich den Damen aus den höhern Gesellschaftsclassen vorbehalten waren.

In Bezug auf eine Erzählung, möge dieselbe nun schriftlich oder mündlich geschehen, bleibt die Kleidung allerdings stets im Vergleich mit den Charakteren der Personen und dem Gang der Ereignisse eine Nebensache, da indessen zu allen Zeiten — ja so weit als unsere Kenntniß der Geschichte zurückreicht — die Mode eine allzuwichtige, hervorragende und eingreifende Rolle gespielt hat, so dürfte es einer oder der andern unserer werthen Leserinnen nicht unangenehm sein, hier, gleichsam wie in einem Panorama der Erinnerung, einen wenn auch noch so flüchtigen Ueberblick über die Art und Weise zu erhalten, auf welche die

Bekleidung und Schmückung des äußeren Menschen sich gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts gestaltete.

Die beiden vorhin erwähnten Damen trugen beide weite, bis auf die Füße herabreichende und hinten schleppende Kleider von schwerem Atlas, einem Stoff, welcher sich vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert beinahe unverändert in Gebrauch erhielt.

Derselbe glich allerdings dem Aussehen nach dem Atlas unserer Zeit, war aber in Bezug auf Glanz, Weichheit und Reichthum an Seide hundert Procent besser als dieser.

Die Kleider der beiden Damen, von welchen das eine braun, das andere dunkelgrün war, wichen übrigens, was den Schnitt des Leibchens betraf, von der Mode unserer Tage nur sehr wenig ab. Beide Leibchen waren dicht anliegend und das Vordertheil lief in eine lange, das Hintertheil in eine etwas kürzere Schneppe aus. Die Aermel, welche bis auf das Handgelenk herabreichten, waren ungeheuer weit und bildeten von der Schulter bis zur Hand vier Puffen.

Der größte und wesentlichste Unterschied zwischen einem Kleide der damaligen und einem der jetzigen Zeit bestand in dem Ausschnitt um den Hals herum.

Während nämlich der Schönheitssinn unserer Zeit verlangt, daß die halbe Achselrundung entblößt sei, verlangte dagegen der jener Zeit, daß besonders über den Schultern nur ein geringer Theil des Halses unbedeckt sei.

Es gab dies der ganzen Gestalt ein steifes und gezwungenes Aussehen, besonders da die Aermel wenigstens drei bis vier Zoll höher nach dem Ohre hinaufreichten, als jetzt gebräuchlich ist, wovon man sich am besten durch die

Anschauung von Bildnissen aus jenem entschwundenen Zeitalter überzeugen kann, wo selbst die schönsten Frauen eben in Folge des geschmacklosen Kleiderschnitts kurzhalsig und verstellt aussehen.

Die Damen, von welchen hier die Rede ist, trugen ebenso auch den zu einer vollständigen »Parüre« gehörenden sonderbaren Spitzenkragen, welcher um den ganzen Halsausschnitt des Kleides herumging. Derselbe war — wie man ebenfalls auf alten Porträts sehen kann — vorn nur einige Zoll breit und fiel weich über die Brust herab, wo er gleichsam eine Collerette oder Berthe bildete und mit einer Schnur befestigt war, welche der in unseren Tagen so unvermeidlichen Broche glich.

Hinten dagegen war der Kragen wenigstens dreimal so breit und mit einer Kunst, welche damals vielen armen Frauen Brod verschaffte, mittelst äußerst feiner, unbemerkbarer Stäbchen gesteift, so daß er ganz gerade empor, zuweilen in gleicher Höhe mit dem Kopfe stand und deshalb höchst sonderbar aussah.

Zu diesen ungeheuerlichen und alle Schönheit entstellenden Kragen verschrieben die schwedischen Kaufleute eine jetzt geradezu unglaubliche Masse Spitzen von Brabant, Brüssel und Gent.

Aber auch die Nonnen von Wadstena, deren Geschicklichkeit im Klöppeln mit jedem Jahre auf bewunderungswürdige Weise stieg, hatten im ganzen Lande von ihren Spitzen viel Absatz. Man weiß, wie die schöne Kunst des Klöppelns schon von der heiligen Brigitta in diesem von ihr gestifteten Kloster eingeführt, sich in dieser kleinen Stadt Ostgothlands bis auf unsere Tage erhalten hat.

Die fraglichen Damen in dem Hause der westlichen Langgasse trugen ihr Haar gerade von der Stirn zurückgekämmt, und auf demselben eine Haube von schwarzem Sammet, die nach vorn etwas spitz zulief und mit weißen Perlen geschmückt war. Die Perlen der einen Dame waren sogenannte echte, die der andern von böhmischem Glas, einer damals sehr theuren Waare.

Zu einer vollständigen Toilette, und wir müssen sagen, daß die der beiden Damen wirklich vollständig war gehörte auch ein doppeltes oder dreifaches weit herabhängendes Halsband von derselben Art Perlen wie die an der Haube, so wie ferner eine um den Leib herumgehende, doppelte Perlenschnur, welche vorn bis weit über das Knie herabhing und in zwei große Quasten auslief.

Man trug auch Spitzenmanschetten von unglaublicher Breite, denn sie reichten bis über den halben Unterarm herauf. Man verfertigte sie von derselben Art Spitzen wie den Kragen.

Zu einer feinen Parüre gehörten auch Ohrgehänge, Armbänder und ein dicht anliegendes, mehr oder weniger künstlich eingefaßtes Halsband von Gold oder Edelsteinen.

Nachdem wir auf diese Weise das Kostüm der beiden Damen gebührend in Augenschein genommen, dürfte es Zeit sein, auf das Gespräch zu hören, welches sie mit einander führten.

»Du meinst also auch, daß meine Agnes bleich und angegriffen aussehe?« fragte Herrn Thure Bjelke's Gemalin, Frau Malin Stigsdotter Crona.

»Ja, gute Malin, denn um recht aufrichtig zu sein, muß ich gestehen, daß ich dies schon lange gedacht,« ant-

wortete Frau Margreta Stjernhök, die Schwester der eben Erwähnten. »Mit geheimer Unruhe und stillem Kummer habe ich Agnes gleichsam hinwelken gesehen, aber ich wollte Dich nicht mit dieser meiner Entdeckung erschrecken, denn ich war überzeugt, daß Du so glücklich seiest, nichts davon zu bemerken.«

»Du gute Schwester! Wie kannst Du Dich in dem Scharfblick einer Mutter täuschen, wenn es ihre Tochter gilt? Man hört wohl, daß das Glück, Kinder zu haben, Dir versagt geblieben ist, obschon Du den heiligen Obliegenheiten einer Mutter zärtlich und gewissenhaft genügt haben würdest. Du solltest aber wissen, daß nichts, was eine Tochter betrifft, jemals dem Auge einer Mutter entgehen kann.«

»Verzeihe mir, Malin, wenn ich zum Dank für das freundliche Urtheil, welches Du so eben über mich fälltest, Dir sagen muß, daß Du in Bezug auf das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter ein wenig übertreibst. Wie manche Mutter ist gegen die Fehler ihrer Tochter stockblind und —«

»Gegen Fehler ja, beste Margreta,« fiel Frau Malin ihrer Schwester in's Wort. »Aber hier handelt es sich ja nicht um Fehler, und was Agnes betrifft, so —«

»So hat sie deren nicht, willst Du sagen,« unterbrach Frau Margreta Stjernhök ihrerseits mit ihrem feinen Lächeln. »Tröste Dich inzwischen, beste Malin, Niemand, der mit einigermaßen gesundem Urtheil begabt ist, wird jemals zu behaupten wagen, daß Du zu den blindesten Müttern gehörest. Dies wird durch jedes Zusammentreffen mit deiner Agnes am besten bewiesen, denn wärest Du nicht

bei ihrer Erziehung so äußerst gewissenhaft zu Werke gegangen, so wäre sie sicherlich nicht jenes Muster von Liebenswürdigkeit geworden, wofür sie von Allen einstimmig erklärt wird, während es der Natur beliebt hat, sie auch in äußerlicher Beziehung mit allen erdenklichen Reizen zu schmücken.«

»Jetzt glaube ich, daß es die gute Tante ist, welche übertreibt,« sagte Frau Malin lachend.

»Nein,« antwortete Frau Margreta ernst. »Agnes ist ein herrliches Mädchen, dessen Werth von Allen anerkannt wird, die sie näher kennen. Um inzwischen auf den Ausgangspunkt unseres Gespräches zurückzukommen, gebe ich Dir, da auch Du mit Kummer die Niedergeschlagenheit des Mädchens bemerkt, den freundschaftlichen Rath, sie geradezu um die Ursache zu fragen.«

»Die Ursache, Margreta! Es wundert mich, daß Du in dieser Beziehung noch in Ungewißheit sein kannst. Kennst Du die Ursache von der Niedergeschlagenheit und Verstimmung meiner Agnes nicht eben so gut, als ich? Du weißt ja, daß Gustav Stalkrona schon seit einigen Wochen hier in der Hauptstadt weilt, ohne uns bis jetzt besucht zu haben, während er doch bei seinem Abschiede von hier vor sieben Jahren that, als ob er die Hälfte seines Herzens hier zurückließe? Meine arme Agnes! Gustav war ihre erste Liebe und wird wahrscheinlich ihre letzte sein.«

»Das fürchte ich auch. Agnes fühlt tief und es wird ihr schwer, einen Gegenstand zu vergessen, an welchen sie sich einmal angeschlossen. Sonderbar, daß Gustav Stalkrona —«

»Still, ich höre Jemanden kommen. Es ist Agnes.«

»Ja, es war die Thür ihres Zimmers, welche knarrte. Jetzt, wenn jemals, mußt Du mit ihr sprechen, Schwester. Ich werde mich sogleich von hier entfernen, und da die Sache jetzt einmal zur Sprache gebracht worden, so —«

Leichte Tritte ließen sich jetzt dicht vor der Thür des Zimmers hören, wo die beiden älteren Damen sich befanden, und hereinschwebte ein junges Mädchen, schlank und sehr bleich, aber mit dem Ausdrucke eines Engels in ihrem schönen, wohlgebildeten Antlitze.

Sie trug ein blaßgelbes Kleid, dessen Farbe mit ihren dunklen Augen und ihrem dunkelbraunen Haar vortrefflich harmonirte. Das Kleid war von weichem flandrischen Taffet und von demselben Schnitte wie das ihrer Mutter und ihrer Tante.

Die Perlengarnitur des jungen Mädchens war eben so kostbar wie die der beiden älteren Damen, aber schwarz, was gegen das gelbe Kleid vortrefflich abstach. Auch sie trug den steifen und so schlecht kleidenden Spitzenkragen.

Das wunderbar schöne volle Haar der jungen Dame war gut frisirt, aber nicht, wie das der älteren, zurückgekämmt, sondern gekräuselt, und bildete über den Schläfen kleine Toupé's, gerade wie in unsern Tagen und so wie man es auf den Bildnissen Katharina's, der Tochter Königs Carl des Neunten, und seiner ersten Gemalin, der eben so guten als schönen Marie von der Pfalz, sieht.

Ungewöhnlich schön, man kann fast sagen wunderbar, waren die Augen des jungen Mädchens, von dunkler, unbestimmter Farbe. Der Blick derselben hatte eine wunderbare Tiefe, welche mit dem wehmüthigen Zuge um den kleinen, schön geformten Mund wohl übereinstimmte.

Die junge Dame war lang und ihre Gestalt vollkommen symmetrisch. Dennoch kam es jedem aufmerksamen Beschauer vor, als ob diese Formen früher mehr Rundung gehabt hätten und als ob ein Schleier der tiefsten Wehmuth über der ganzen bezaubernden Gestalt ausgebreitet läge.

Bei Agnes' Eintritt in das Zimmer erhob sich ihre Tante, Frau Margreta Stigsdotter, und sagte zu Frau Malin:

»Leb' wohl für heute, gute Schwester. Ich muß nun nach Hause.«

Sie küßte ihre Schwester herzlich, und drückte dann einen Kuß auch auf die schneeweiße Stirn ihrer Nichte, dann entfernte sie sich.

Kaum hatte die Thür sich hinter der Hinausgehenden geschlossen, so daß Mutter und Tochter sich allein sahen, so ergriff erstere die Hand der letztern, zog sie an sich, sah ihr mit einem Blick, wie ihn nur die Augen einer Mutter besitzen können, dicht in die schönen Augen und fragte in einem Ton, welcher im Stande gewesen wäre, selbst das härteste Herz zu schmelzen:

»Wie befindest Du Dich, meine Agnes?«

»Gut, liebe Mutter,« antwortete die Gefragte obschon in etwas unsicherem Ton und mit einem Blick, der das prüfende Auge der Mutter nicht recht auszuhalten vermochte.

»Sag' nicht, daß Du Dich wohlbefindest, Agnes,« hob die Mutter wieder an, »denn ich sehe nur zu wohl, daß dem nicht so ist. Bin ich denn nicht mehr deine Vertraute — deine Freundin, welcher Du von deiner zartesten Kindheit an gewohnt gewesen bist, alle Gedanken deiner Seele

mitzutheilen? — Was habe ich gethan, daß ich das Recht verwirkt, welches jede Mutter besitzt, die Hälfte der Sorgenbürde ihrer Tochter zu tragen?«

»O Mutter, geliebte Mutter, sprich nicht so, ich bitte Dich,« rief Agnes, indem sie in Thränen ausbrach und sich schluchzend in die Arme ihrer Mutter warf. »Ich bin nicht bekümmert.«

»O ja, Du bist es. Suche nicht deine Mutter zu täuschen, denn Du wärest ja kaum im Stande, das fremdeste Auge irre zu leiten. Jeder, der Dich kennt, findet Dich verändert. Du bist bleich, Du magerst ab, und obschon Du Dich anstrengst, heiter zu scheinen, so schimmert doch der tiefe Schmerz durch den dünnen Flor der erheuchelten Heiterkeit hindurch.«

Agnes gab keine Antwort, sondern fuhr blos fort zu weinen.

»Setz' Dich hierher, neben mich, mein Kind,« bat die Mutter und die junge Dame gehorchte mechanisch.

»Höre,« fuhr Frau Malin fort, »ich will Dir eine Geschichte erzählen. Lehne dein Haupt an meine Brust und höre aufmerksam zu, wie in früheren Tagen, wenn ich Dich mit Märchen oder Liedern in Schlaf lullte.

»Es war einmal ein kleines Mädchen, Namens Agnes, welche zwei Knaben, Gustav und Carl, zu ihren täglichen Spielcameraden hatte; Gustav war drei und Carl zwei Jahre älter als Agnes. Mit Carl, welcher unlenksam und reizbar war, konnte sie sich nicht gut vertragen, Gustav dagegen war, obschon älter, der Kleinen stets hold und gewogen; ja er zeigte sich ihr beinahe unterwürfig, spielte mit ihr

alle Spiele, die sie ihm vorschlug, und war ihr Beschützer in allen Gefahren.

»Die Kinder wuchsen heran; Gustav und Agnes unter fortwährend zunehmender wechselseitiger Zuneigung. Gustav zählte vierzehn, Agnes eilf Jahre und sie betrachteten einander als Geschwister um so mehr, als die Aeltern beider durch das Band der wärmsten Freundschaft aneinandergefesselt wurden.

»Sie spielten noch und waren glücklich in ihren Kindheitsträumen, bis die Umstände plötzlich ihre Spiele unterbrachen. Gustav ward in die Gemächer des königlichen Palastes berufen, Agnes dagegen blieb daheim. Sie sahen einander nun seltener, wenn es aber geschah, so war dann ihre Freude um desto wärmer und inniger. Es vergingen abermals vier Jahre, welche pfeilschnell zu enteilen schienen. Der Knabe hatte sich in einen achtzehnjährigen Jüngling mit keckem Blick und ritterlichen Geberden verwandelt, und ihm gegenüber stand eine hochgewachsene, schlanke Jungfrau, welche, obschon erst fünfzehn Jahre alt, doch hold erröthend ihre Augen vor dem wunderbar feurigen Blick niederschlug, der ihr aus Gustavs Augen begegnete.

»Sie liebten einander vielleicht, ohne es zu ahnen.

»Da zog der Jüngling mit seinem jungen König in ein fremdes Land. Die Trennung der beiden Gespielen war eine bittere. Man sah es dem jungen Edelmann an, wie schwer es ihm ankam, von Agnes, von Aeltern und Angehörigen, von Freunden und Vaterland zu scheiden.

»Was Agnes betraf, so war sie noch hinreichend Kind, um ihren Schmerz nicht vor den Blicken der Welt zu verbergen zu suchen. Sie weinte und klagte. Sie trauerte

tagelang, sie trauerte wochenlang, aber endlich tröstete sie sich. Der holde Frühlingswind der Jugendfreude trocknete ihre Thränen und die Hoffnung gaukelte ihr die lachendste Zukunft vor.

»Agnes war wieder glücklich, sie blühte wie eine Rose und machte ihre Aeltern glücklich.

»Ganze sieben Jahre weilte Gustav in dem fernen Land. Während der drei ersten Jahre erhielt Agnes dann und wann einen Brief von ihm, während der darauf folgenden vier aber nicht einen einzigen. Dennoch hörte sie von ihren Aeltern, daß er sich wohl befand. Je länger es aber dauerte, desto mehr grübelte sie über dem Ausbleiben der Briefe.

»Ein Freier nach dem andern fand sich ein und bewarb sich um die Hand der schönen Agnes, aber sie wies alle ab, denn sie liebte Gustav. Trotz seines hartnäckigen Schweigens, welches sie hätte überzeugen sollen, daß er sie vergessen, widmete sie ihm immer noch dieselbe innige Zuneigung und hoffte unverbrüchlich, daß er wiederkommen und sie zur Gattin begehren würde.

»Und so wartete sie geduldig und still ein Jahr nach dem andern auf ihn, der ihr allerdings als Knabe und Jüngling unzählige Beweise von einer Zuneigung gegeben, die weit wärmer war, als die eines Bruders, der aber doch niemals auch nur mit einem einzigen Worte den Wunsch verrathen, daß sie dereinst die Seine werden möge.«

»Und so vergingen die Jahre, — erst drei, wie ich schon erwähnt, unter Briefwechsel zwischen den beiden jungen Leuten, denn Agnes hatte mit Erlaubniß ihrer Aeltern Gustavs Briefe regelmäßig beantwortet.

»Hierauf vergingen wieder drei Jahre ohne Briefwechsel. Gustav kam nicht zurück. Es schien ihm in dem fremden Lande nur allzuwohl zu gefallen. Agnes wunderte sich und sehnte sich, sie sehnte sich und hoffte und fuhr fort Körbe auszutheilen. Sie hatte nun schon ihr einundzwanzigstes Jahr zurückgelegt.

»Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, daß Gustavs Rückkunft nahe bevorstünde. Wer war da froher als Agnes? Ihre früher so bleichen Wangen begannen wieder frischer als je zu erblühen und ihre Augen erstrahlten von einem bis jetzt ungewohnten Glanz.

»Sie sollte den so lange entbehrten, so innig geliebten Jugendfreund also wiedersehen!

»Dennoch vergingen Monate, ohne daß man etwas von ihm hörte. Ein Monat folgte auf dem andern, sie wuchsen zu einem Jahr an und Agnes senkte das Köpfchen wie eine Blume ohne Sonne.

»Endlich kam Gustav. Er langte in seinem Vaterlande, in seiner Vaterstadt, im Vaterhause an, aber er eilte nicht zu seiner Jugendfreundin Agnes. Tage sind vergangen, Tage und Wochen, aber Gustav ist noch nicht gekommen, wie ungeduldig Agnes sich auch nach ihm gesehnt. Er ist an ihrer Wohnung vorübergegangen, ohne ihr einen Besuch abzustatten.

»Und was thut Agnes? Sie trauert, sie verzweifelt; aber sie sucht ihren tiefen Schmerz in sich selbst zu verschließen. Sie glaubt, Niemand ahne, wie sie leidet. Sie glaubt, die ganze Welt sei blind gegen einen Kummer, der sie zu tödten droht. Sie hat nicht einmal den Muth, sich in die Arme ihrer Mutter zu werfen und zu sagen: »Mutter,

ich bin unglücklich, laß mich an deinem theilnehmenden Herzen ausweinen, ehe mein eigenes bricht. Lehre mich, o Mutter, mich stählen gegen den Schmerz einer so lange genährten, nun fehlgeschlagenen Hoffnung. Lehre mich den kalten Stolz zu Hilfe rufen. Sage mir, was ich thun soll, um zu vergessen, was gewesen ist, damit ich wieder glücklich werde und auch die Personen, die ich lieb habe, wieder glücklich machen kann.«

Hier schloß Frau Malin, und drückte dann einen Kuß auf den weißen Nacken ihrer Tochter. Denn immer inniger und fester hatte Agnes, während die Mutter sprach, ihr thränenbenetztes Antlitz an die mütterliche Brust gedrückt.

»Mutter,« sagte sie endlich, und blickte mit ihren sanften, wunderbar schönen Augen empor, »Dank für das Märchen, dessen Du Dich als Schlüssel zu dem Herzen deiner thörichten Tochter bedient. Ja, ein thörichtes Mädchen bin ich gewesen, daß ich so viele Jahre eine Liebe genährt, welche allerdings anfangs erwiedert ward, in Bezug auf welche ich aber längst hätte einsehen sollen, daß sie von seiner Seite nicht mehr vorhanden ist. Und mehr als thöricht bin ich gewesen, daß ich einsam gelitten und nicht Vertrauen zu meiner Mutter, meiner theuren, edlen Mutter, gehabt habe. O Du, welche Du so nachsichtig gewesen bist, meine Schwäche zu entschuldigen und meiner Verirrung zu verzeihen, schließe mich immer fester und fester an dein Herz, welches schon in den ersten Tagen des Lebens meine sicherste Zuflucht war. Und wenn ich den harten Schlägen des Kummers erliege, so küsse meine Augen, ehe sie brechen, und wiege mich in deinen Armen zur letzten ewigen Ruhe ein.«

»Barmherziger Gott,« rief die Mutter mit einem entsetzten Blick auf die fast krampfhaft Weinende. »Welche Hoffnungslosigkeit! Nicht so, meine Agnes! Das Leben hat Dir noch viele Freuden aufgespart. Du stehst noch in dem glücklichen Alter, wo der Schmerz wohl tiefe Wunden schlagen kann, die aber doch von der Hoffnung leicht geheilt werden.«

»Von der Hoffnung! Ha, Mutter, meine Hoffnung war Gustav, und da er für mich verloren ist, was bleibt mir da noch zu hoffen?«

»Bist Du denn so fest überzeugt, daß er Dich nicht mehr liebt? Allerdings sieht es so aus, aber —«

»Aber, liebe Mutter, er ist ja mit einer Andern verlobt.«

»Was sagst Du? Dies ist wohl weiter nichts als eine Vermuthung.«

»Nein, es ist keine Vermuthung. Heute habe ich es erfahren.«

»Und von wem?«

»Aus dem Munde seiner Verlobten selbst.«

»Und wer ist diese?«

»Jungfrau Axelina Lejonhufvud.«

»Wie, die Tochter des unruhigen Axel?«

»Ganz dieselbe, beste Mutter. Schon seit vier Jahren sind sie mit einander einig. In Reval, während der Zusammenkunft der beiden Könige Johann und Sigismund haben sie einander zum ersten Male gesehen, und —«

»Nun, damals war Axelina ja noch ein Kind.«

»Sie wird damals fünfzehn Jahre gewesen sein, denn jetzt ist sie neunzehn. Fünfzehn Jahre! Ich war ja noch viel

jünger, als ich Gustav mein Herz schenkte. Ich weiß nicht einmal genau, wann dies geschah.«

»Aber warum ist die Verlobung heimlich gehalten worden?«

»Das weiß ich nicht recht. Vielleicht war Axelina vorsichtiger als ich. Vielleicht verließ sie sich nicht so ganz und gar auf ihn, vielleicht wollte sie nicht vor der ganzen Welt als betrogene Braut dastehen. Was weiß ich? Jetzt, wo er wieder da ist, wird das geschlossene Bündniß unverhohlen besprochen.«

»Und wann und wo sprachst Du Axelina?«

»Heute, beste Mutter. Ich begegnete ihr zufällig am Norderhafen. Sie wollte nach dem sogenannten Heiligengeisthaus, um einen Kranken zu besuchen, und ich kam eben dorther von unserer armen alten Greta. Wir waren beide eine jede von ihrem Diener begleitet, der in geziemender Entfernungstehen blieb, während wir mit einander sprachen. Sie grüßte erst und fragte, wie sich meine lieben Aeltern befänden. Dann beklagte sie die Verschiedenheit der politischen Ansichten zwischen unserm Hause und dem, welches sie nun seit vier Jahren ihre Heimat nennt. »Früher,« sagte sie, »trafen wir uns oft; seit den letztvergangenen zwei Jahren aber, seitdem Herr Arvid Stalkrona sich so offen für die Sache des Herzogs ausspricht, während mein Vater mit Leib und Seele Sigismund angehört, müssen wir uns mit einer dann und wann geschehenden zufälligen Begegnung auf der Straße begnügen.«

»Sie hat Recht,« seufzte Frau Malin. »Früher war es ganz anders. Da waren wir gleichsam eine einzige Familie; doch weiter!«

»Ferner,« fuhr Agnes fort, »fragte Axelina mich, warum ich so bleich wäre und so überaus bekümmert aussähe.«

»Siehst Du, Kind, daß ein Jeder es bemerkt? Und Du — was antwortetest Du auf diese Frage?«

»Ich schützte ein Unwohlsein vor, welches, wie ich sagte, mich schon seit längerer Zeit quälte. Um dann ihre Aufmerksamkeit von mir abzulenken, stellte ich die Frage, warum sie so strahlend heiter und so ungewöhnlich glücklich aussehe. Da, o Mutter, da erklärte die Beneidenswerthe, sie sähe nicht blos so aus wie der glücklichste Mensch auf Erden, sondern sie hielte sich auch wirklich dafür, denn sie sei Gustav Stalkrona's Verlobte. Seinen Ring habe sie schon seit vier Jahren getragen, allerdings nicht am Finger und zwar in Folge beiderseitigen Uebereinkommens aus mehrfachen Gründen, sowohl politischen als persönlichen, die sie nicht weitläufig auseinandersetzen könne, sondern dicht auf ihrem Herzen, eben so wie sie sein Bild treu in ihrem Herzen getragen. Jetzt, wo er in's Vaterland zurückgekehrt sei, bedürfe es keiner Geheimhaltung mehr. Der Ring war demgemäß an seinen rechten Ort gebracht und Axelina zeigte mir ihn.«

»Meine arme Agnes! Und wie nahmst Du diese Mittheilung hin?«

»Das weiß ich selbst nicht recht, gute Mutter; ich glaube aber, daß ich mich ziemlich vernünftig benahm. Eins weiß ich, nämlich daß ich mich kalt fühlte, eiskalt bis in die kleinste Ader hinein. Axelina mochte jedoch keine ungewöhnliche Gemüthsbewegung an mir bemerkt haben, denn sie fuhr fort mit strahlenden Augen und lächelnder

Miene von ihrem Glücke sprechen. Die Unbarmherzige! Doch, ich thue ihr Unrecht. Sie konnte ja nicht ahnen, daß jedes Wort für mich ein Dolchstich war.«

»Sonderbar! Auch ich glaubte früher, in Gustav Stalkrona's Herzen throne nur dein Bild, meine geliebte Agnes. Später kam ich allerdings auf andere Gedanken, obschon ich nicht den Muth hatte, mit Dir darüber zu sprechen, denn ich schwebte zwischen der Furcht, Dich allzusehr zu betrüben, und der Hoffnung, daß Du vielleicht selbst schon das Bild des Unwürdigen aus deinem Herzen gerissen hättest. Dies war unrecht von mir und ich mache mir jetzt bittere Vorwürfe darüber. Hätte ich früher gesprochen, so wäre deine tiefe Wunde vielleicht schon der Heilung nahe. Inzwischen, Kind, sieh nicht so kalt aus und blicke nicht so starr vor Dich hin. Du erschreckst mich durch diese Miene. Sie ist unnatürlich und verräth nur den Muth der Verzweiflung. Weine lieber — weine Dich aus an der theilnehmenden Brust deiner Mutter und ermanne Dich dann und fasse den wahren und rechten Muth.«

»Und was ist der wahre und rechte Muth, Mutter? Ich werde es inzwischen versuchen. Bei Gott und bei Dir, theuerste Mutter, bei Dir, dem besten, unschätzbarsten aller Freunde, werde ich Kraft suchen, das Unvermeidliche zu tragen. — Jetzt, nachdem ich die Bürde meiner Sorgen in deinen Schooß niedergelegt, ist mir schon besser. Jetzt ist die falsche Scham überwunden — ich kann Dir hinfort jeden Gedanken meiner Seele mittheilen. Noch einmal Dank für alle deine Zärtlichkeit! Möge Gott mir Gnade verleihen und mich eine Tochter werden lassen, die deiner würdig ist.«

Sie küßte ihrer Mutter die Hand und eilte hinaus.

»O Herr, stärke und beruhige sie,« flüsterte die Mutter und faltete die Hände, während sie weinend auf die weichen Sitzpolster niedersank. »Erhalte sie uns! Sie ist ja unsere einzige Freude — die einzige Hoffnung unseres heranrückenden Alters. — Was würde wohl aus mir, wenn ich sie verlöre?«

Drittes Capitel.

Malaspina.

Es war am 17. November 1592, als König Johann der Dritte unter großen Körper- und Seelenschmerzen seinen letzten Seufzer aushauchte, und obschon die königliche Leiche, so schnell als es geschehen konnte, mit aller erforderlichen Pracht in der Kathedrale von Stockholm beigesetzt ward, so konnte sie doch nicht eher zur Ruhe im Schooße der Erde eingesegnet werden, als nach König Sigismunds Rückkunft nach Schweden, welche erst am 30. September 1593 erfolgte.

Länger als vierzehn Monate mußte sonach die sterbliche Hülle des dritten Wasa-Königs unbegraben stehen, und der gemeine Mann, welcher damals ganz ungemein abergläubisch war, schwatzte eine Menge Thorheiten über den Geist des verstorbenen Königs, welcher nicht in die Wohnungen des ewigen Friedens eingehen könnte, sondern ruhelos in dem königlichen Leichenhaus umherirre, in Gespräch oder Zwist — dies hing von den verschiedenen Angaben der Erzählenden ab — mit dem ebenfalls ruhelosen Geist seines Bruders Erich des Vierzehnten.

Endlich langte der so längst erwartete Sigismund an. Er ward von den Meisten weit mehr gehaßt, als er verdiente, denn er war der katholischen Lehre so warm ergeben, daß man von ihm Verfolgungen um der Religion willen vermuthete.

Dennoch war Sigismund weit entfernt von Natur grausam zu sein. Er verfolgte Niemanden aus eigenem Antrieb und sah es nicht gern, daß Blut vergossen ward. Vollständig aber in der Gewalt der Jesuiten wünschte er doch eifrig die Bekehrung aller seiner Unterthanen zum Katholicismus.

Viele von den Bewohnern Schwedens hatten inzwischen während der langen Zeit des Wartens, von dem Herzog Carl theils geschreckt, theils geschmeichelt und verlockt, sich zu ihm und seiner Partei gesellt, mit dem Wunsche, ihn auf den Thron zu erheben und Sigismund für immer wieder dahin zu verweisen, von wo er jetzt erwartet ward.

Einige Wenige unter dem hohen Adel, so wie die meisten Mitglieder des niedern Adels waren ebenfalls Carls Anhänger, während die Mehrzahl der vornehmsten Geschlechter des Reiches den Herzog haßte und ihm entgegenarbeitete.

Sie thaten dies jedoch, wie man weiß, keineswegs aus Liebe zu Sigismund, sondern deshalb, weil Carl sich bei mehreren Gelegenheiten gegen die Vornehmen grausam gezeigt hatte.

Er kannte ihren Empörungsgeist und Hochmuth und hatte sich vorgenommen, beide, so viel auf ihn ankäme, zu demüthigen.

Sigismunds Anhänger waren der Meinung, daß er

als Johanns ältester Sohn ohne allen weitern Zwist den erledigten Thron des Verstorbenen in Besitz nehmen solle. Carls Anhänger dagegen glaubten, dieser sei allein im Stande, mit starker Hand, und daß seine Hand wirklich stark war, das wußten sie, das Steuerruder zu fassen und zu führen.

Die vornehmen Herren jedoch, des Herzogs offenbare und heimliche Feinde, waren keineswegs Sigismunds Freunde, sondern wünschten, daß das Scepter weder in die Hände des Onkels noch in die des Neffen fiele.

Am liebsten wollten sie ganz Schweden in ein Wahlreich verwandelt sehen, um dann auf den Trümmern der gestürzten Monarchie eine oligarische Regierung aufzurichten.

Von diesen Söhnen der höchsten Aristokratie wurden beide, Carl und Sigismund, gehaßt, und zwar in völlig gleichem Grade.

Man weiß, wie viele Verschwörungen gegen die königliche Macht schon in Johanns Zeit entdeckt wurden, Verschwörungen, die auf nichts Geringeres ausgingen, als das ganze Haus Wasa zu stürzen und alle Mitglieder dieser Familie entweder umzubringen, oder in die Verbannung zu schicken, damit dann der Reichsrath allein regiere.

Durch und für Errichtung einer solchen Willkürherrschaft, nächst der Demokratie der unheilvollsten, die es für ein Land geben kann, sollte Sigismund und sein Geschlecht mit Carls Hilfe gänzlich von dem Throne ausgeschlossen werden, und wenn dies in's Werk gesetzt wäre, dann sollte die Reihe an Carl selbst kommen, von welchem, wenn er an's Ruder kam, wonach er, wie ein Jeder wußte, eifrig strebte, die rebellischen Herren Alles zu fürchten hatten.

Bei so verschiedener Denkweise, und da ein Jeder für sich und seinen eigenen Vortheil strebte, aber Keiner für das allgemeine Beste des Landes, war es natürlich, daß viel Unruhe und zahlreiche innere und äußere Zwistigkeiten herrschten. Es war dies auch in der That eine der unglücklichsten Zeiten unseres Landes.

Nicht ohne große Furcht vor dem finstern Onkel, welcher seit Johanns Ableben sich beinahe zum unumschränkten Herrn des Landes gemacht, betrat König Sigismund nach siebenjähriger Abwesenheit wieder den Boden der Heimat.

Eigensinn war der hervorstechende Zug in dem Charakter dieses Fürsten, denn sonst hätte er wohl dem gutgemeinten Rath einiger schwedischen Herren nachgegeben, welche nach Polen geschickt worden, theils um ihm, dem neuen König, den Beschluß der Versammlung von Upsala mitzutheilen, theils um ihn nach Schweden zu geleiten.

Diese Herren, sowohl Clas Flemingund Erick Sparre, wie Clas und Thure Bjelke, welche es wirklich gut meinten und die Gefahren eines Bürgerkriegs zu beseitigen suchten, riethen dem König, nicht die ganze Masse katholischer Priester und Jesuiten, die ihn beständig umgaben, in sein Erbreich mitzunehmen, sondern höchstens einen Beichtvater, den er nicht wohl entbehren konnte.

Anstatt aber diesen vernünftigen und wohlgemeinten Rath zu befolgen, nahm Sigismund nicht blos die vielen Priester mit, sondern auch, was seine lutherischen Unterthanen am unangenehmsten berührte, den päpstlichen Legaten Malaspina, der damals von Rom kam, und von dem heiligen Vater beauftragt war, sämmtliche Bewohner des

schwedischen Reiches, in so weit es geschehen könnte, wieder zum Katholicismus zurückzuführen.

Erst sechzig Jahre waren vergangen, seitdem die lutherisch-evangelische Lehre in Schweden bekannt war, und man erinnerte sich — wenn auch nicht persönlich, doch nach den Erzählungen der Väter — des sowohl geistigen als materiellen Druckes, welchen früher die Priester auf die Bewohner ausgeübt hatten.

Die meisten Schweden hielten sich deshalb jetzt mit allem Eifer zu dem von Sigismund eingeführten Protestantismus und es bekümmerte sie tief, daß der Regent, welcher nun das Scepter führen sollte, in dem alten Glauben auferzogen war.

Inzwischen hatte Johann durch seinen Wankelmuth in Bezug auf sein Glaubensbekenntniß doch Zeit gehabt, viel Unheil zu stiften. Hierzu durch seine, übrigens so exemplarisch tugendhafte, Gemalin bewogen, hatte er sich bald ganz offen zu ihrem Glauben bekannt, bald wieder, wie man zu sagen pflegt, umgesattelt und sich wieder der lutherischen Kirche zugewendet.

Zuweilen hatte er auch zwischen den beiden Confessionen hin- und hergeschwankt, weil er selbst nicht wußte, zu welcher er sich bekennen sollte.

Während seiner Anwandlungen von Eifer für die alte Lehre hatte er aber doch mehrere der von seinem Vater aufgehobenen Klöster wieder errichtet und durch Geschenke und andere Gnadenbeweise einen Jeden ermuntert, welcher von der neuen Lehre abfiel und sich wieder der alten zuwendete. Manche fanden hierbei ihren Vortheil und man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß wenigstens ein Zehntel

der Gesammtbevölkerung Schwedens bei Johanns Tod sich wieder zum Katholicismus bekannte. Daß alle diese es mit Sigismund hielten, versteht sich von selbst.

Den übrigen neun Zehntheilen gereichte es inzwischen zum großen Aergerniß, den jungen König des Landes, welcher sein ererbtes Reich in Besitz zu nehmen kam, sich mit einer solchen Menge Priester und Jesuiten, so wie überdies mit einer Schaar Ausländer umgeben zu sehen, unter welchen sich nicht blos Polen, sondern auch Ungarn und Italiener befanden. Am allermeisten aber war der päpstliche Legat Malaspina, der sich auf dem Deck des Schiffes immer in der Nähe der Person des Königs hielt und sich in seinem priesterlichen Ornate brüstete, allen lutherisch gesinnten Schweden ein Dorn im Auge, als sie sich zu Tausenden an der Schiffbrücke von Stockholm versammelten, um Sigismund und seine Gemalin an's Land steigen zu sehen.

Schon während der ersten Tage seit Ankunft des Königspaares in Stockholm kamen eine Menge Verdrießlichkeiten sowohl im Großen wie im Kleinen vor. Mit lauterhobener Stimme verlangte das Volk, daß der größere Theil der den König begleitenden Jesuiten wieder ins Ausland geschickt würde.

Dies war jedoch ein Verlangen, welchem Sigismund weder entsprechen wollte, noch dies zu thun wagte, denn wie wäre ein solcher Schritt von ihm wohl in Rom aufgenommen worden.?

Malaspina verfiel jedoch auf das Auskunftsmittel, man solle anscheinend auf den Willen des Volks eingehen und glauben machen, die meisten Jesuiten seien mit einem Schiff, welches des Nacht in See gestochen, abgereist.

Dies war natürlich nicht der Fall, sondern die Jesuiten blieben da und hielten sich unter allerhand Verkleidungen, als königliche Lakaien, Gardisten, Küchenbeamte u. s. w., noch fortwährend im Schlosse auf.

In dem Hause, welches König Sigismund für Malaspina gemiethet, saß dieser an einem Vormittage zu Anfang des Monats October in seinem Arbeitszimmer.

Vor dem Hause war eine ziemlich starke Wache von nicht weniger als zwanzig Mann postirt, die aber nicht aus Schweden, sondern aus lauter Polen von der königlichen Garde bestand, die den sonderbaren Namen Haiducken führten.

Das Zimmer, in welchem Malaspina sich befand, hatte die Aussicht auf den engen und dunklen Hof des Hauses. Er war eben damit beschäftigt, aus einem Reisekoffer eine Menge Bücher zu nehmen, die er in hohen Stößen auf einen in der Mitte des Zimmers stehenden Sitz setzte, wobei er von Zeit zu Zeit mit stillzufriedener Miene einige Worte in italienischer Sprache vor sich hin murmelte.

Es dauerte nicht lange, so trat vorsichtig und fast geräuschlos ein Mann herein, der in die damals übliche Tracht eines schwedischen Bürgers gekleidet war.

Der Mann sah aus wie das personificirte böse Gewissen. Er hatte einen lauernden Blick und bewegte sich, als ob er einen Todten aus seinem letzten Schlummer zu wecken gefürchtet hätte.

Malaspina warf nur einen flüchtigen Blick auf den Eintretenden, bis er endlich nach einer Pause sagte:

»Es ist gut, daß Du kommst, Bruder Thaddäus. Du wirst Dich gleich hier an den Tisch setzen und das Verzeichniß

dieser Bücher beginnen, die ich so glücklich gewesen bin, unversehrt und wohlbehalten hier anlangen zu sehen.«

»Es soll geschehen, Eminenz,« antwortete der Mann mit dem scheuen Blick.

»Diese Bücher,« fuhr der Legat fort, »sollen unter dem gemeinen Volk von Schweden verbreitet werden. König Sigismund ist glücklicherweise ein treuer Sohn der Kirche, und den Muth und die Ausdauer, deren er von Natur entbehrt, werde ich ihm einzuflößen suchen.«

Wie alle Südländer zu thun pflegen, sprach Malaspina schnell und eifrig, so daß er dabei wenig auf seinen stummen Zuhörer achtete, welcher, anstatt das ihm aufgetragene Verzeichniß der Bücher anzufangen, auf einem und demselben Flecke stehen blieb, ohne auch nur einen Finger zu bewegen.

Endlich blickte der Legat auf. Es befremdete ihn, daß sein Zuhörer nicht antwortete.

»Was fehlt Dir denn, Thaddäus?« fragte er in etwas heftigem Tone. »Hat Dich Jemand beleidigt, oder weißt Du Dich als angeblicher Hofmeister des Woiwoden Palanowsky nicht zurechtzufinden?«

»O ja, Eminenz,« antwortete der verkleidete Jesuit, sich demüthig verbeugend. »Es fehlt mir nichts und Niemand ahnt, daß ich unter diesem weltlichen Kleid auch noch das geistliche trage.«

»Nun, dann ist es ja gut, mein Freund. Ich fürchtete schon, es sei etwas Schlimmes im Werke, denn Du sahst sehr betrübt aus. Allerdings ist es hier im Vergleich mit dem wunderschönen Polen ein erbärmliches Land, aus wel-

chem man sich bald wieder hinauswünscht, aber wir dürfen deswegen nicht den Muth verlieren.«

Auch auf diese Bemerkung erhielt Malaspina keine Antwort und er heftete abermals seine dunklen Augen auf Thaddäus, indem er bei sich selbst sagte:

»Der Mensch scheint den Verstand verloren zu haben.«

Laut setzte er dann hinzu:

»Setze Dich, Bruder Thaddäus, und thue, wie ich Dir gesagt. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Der König bedarf mich fortwährend in seiner Nähe. Dennoch muß ich diese Büchersendung hier persönlich nach Finnland besorgen. Pater Adam soll dieselbe begleiten.«

»Das wird wohl nicht geschehen können,« stammelte Thaddäus.

»Und warum nicht?«

»Weil Pater Adam bereits die weiteste Reise angetreten hat, die er machen kann, Eminenz.«

»Was soll das heißen?«

»Pater Adam ist todt.«

»Todt?«

»Ja, leider. Die Ketzer haben ihn ermordet.«

»Ermordet, sagst Du?«

»Ja, Eminenz. Es hat in der vergangenen Nacht wieder eine jener blutigen Schlägereien stattgefunden, die hier so häufig vorkommen. In seiner Verkleidung als königlicher Musikus ist Adam auch mit dabei gewesen, ob von Anfang an oder zufällig dazugekommen, weiß ich nicht — genug, heute Früh ganz zeitig hat man seine Leiche gefunden.«

»Wo denn?«

»Auf der östlichen Langgasse, nicht weit von der Mauer nach der Brücke zu. Es muß viel Blut geflossen sein, das sah man an dem übel zugerichteten Platz, aber eine andere Leiche außer der Adams hat man nicht gefunden. Die Ketzer hatten wahrscheinlich Zeit gehabt, ihre Todten und Verwundeten auf die Seite zu bringen.«

»Hat man Adams Leiche hieher geschafft?«

»Ja, Eminenz. Es war eine schwere Aufgabe, durch die Volksmenge hindurchzukommen, die mit jedem Schritte zahlreicher und dichter ward. Hat man hier keinen Lärm gehört?«

»Nein, und ich begreife nicht, warum mir dieser Unglücksfall nicht gleich im ersten Augenblicke gemeldet worden ist.«

»Eminenz hatte ja befohlen, Sie nicht zu stören.«

»Ja, das ist wahr,« entgegnete der Legat. »Wo liegt die Leiche?«

»Im Erdgeschoß links, Eminenz.«

»Und seit wie lange liegt sie schon da?«

»Seit sieben Uhr. Es kostete Mühe, Träger zum Fortschaffen der Leiche zu finden, welche man bereits um sechs Uhr gefunden.«

»Also vor länger als drei Stunden, denn es ist jetzt beinahe eilf. Verwünscht, daß ich den Vorfall so spät erfahren habe. Doch setzt Euch nun endlich an die Arbeit, von welcher ich schon mehrmals gesprochen.«

Mit diesen Worten eilte Malaspina aus dem Zimmer, um hinunter zu gehen und den Todten anzusehen, so wie

die in Bezug auf diesen Vorfall erforderlichen Maßregeln zu treffen.«

Kaum aber erst auf der Hälfte der Treppe angelangt, begegnete er einer alten Frau in einer grobwollenen braunen Kutte und Capuze, so wie die Clara-Nonnen zu der Zeit zu tragen pflegten, wo das Kloster derselben noch in Flor war.

Dabei aber trug sie nicht die zu einer vollständigen Nonnentracht gehörende Stirnbinde, sondern zeigte offen und unerschrocken die runzlige gelbe pergamentartige Stirn, so wie das über derselben getheilte silbergraue Haar.

»Ich bin Monica,« sagte sie.

»Monica,« rief Malaspina ein wenig verlegen. »Ah, Ihr seid es also! Na, das ist gut und schön, aber —«

»Ihr ließet mir ja sagen, Eminenz, daß ich mich Schlag eilf hier einfinden sollte.«

»Ich weiß es wohl. Es hat sich aber ein unvermuthetes Unglück ereignet. Habt Ihr Zeit, eine Weile in einem Zimmer zu warten, welches ich Euch sogleich anweisen werde?«

»Ich muß wohl, wenn Eure Eminenz befiehlt, obschon meine Zeit knapp gemessen ist.«

»Ich werde nicht lange ausbleiben. Um's Himmels willen, bleibt aber nicht hier auf der Treppe stehen! Ich habe meine Gründe, welche mich wünschen lassen, daß Ihr von Niemanden als unseren allervertrautesten Anhängern gesehen werdet.«

Während Malaspina dieses sagte, eilte er die Treppe wieder hinauf und die alte Monica stolperte, so schnell sie konnte, ihm nach.

Pater Thaddäus, welcher das Geräusch gehört, öffnete ein wenig die Thür des Zimmers, in welchem er sich befand, und sah ganz deutlich seinen Vorgesetzten und Schwester Monica.

Der als Bürger verkleidete Jesuit war sehr neugierig und zwar aus Gründen, die ihn nahe angingen. Auf jeden Fall und selbst auf die Gefahr hin, Malaspina's Zorn zu erregen, wollte er ausforschen, was dieser vorhätte, und eine in der Thür befindliche Ritze begünstigte diese Absicht.

Auf diese Weise sah er, daß Malaspina die alte Nonne in das äußere der beiden Zimmer hinein ließ, die er für sich selbst, das heißt für seine geheimen Unterredungen, seine Arbeiten, seine Bußübungen und zur Nachtruhe reservirt. Nachdem er die Nonne eingelassen, eilte er wieder die Treppe hinunter.

Thaddäus befand sich nun in einer furchtbaren Versuchung. Die Neugier peinigte ihn auf das höchste, gleichwohl wagte er aber auch nicht, die ihm von seinem Vorgesetzten aufgetragene Arbeit zu versäumen.

Monica sah sich mittlerweile in dem Zimmer um, in welches sie eingelassen worden, und wo ein jeder, der mit Malaspina etwas Wichtiges zu sprechen hatte, Zutritt erhielt.

In das zweite Zimmer dagegen konnte Niemand von Malaspina's Umgebung, selbst nicht sein vertrautester Diener, sich rühmen, jemals den Fuß gesetzt oder auch nur einen Blick geworfen zu haben. Was es darin gab und wie es darin aussah, wußte Niemand.

Und so war es überall gewesen, in Rom, in War-

schau, allerwärts, wo der schlaue Jesuit sich längere Zeit aufgehalten.

Nachdem Monica sich das einfache Meublement des Zimmers, in welchem sie sich befand, genau angesehen, begann sie zu bedenken, wie gut es sei, daß sie im Kloster nicht ihr Latein vernachlässigt, sondern es sowohl durch Sprechen als durch Lesen fleißig geübt hatte, denn wie hätte sie sonst mit Malaspina, der nicht Schwedisch verstand, sprechen können?

Letzterer kam nach einer Weile wieder und die Unterredung begann.

»Also, Ihr seid Schwester Monica,« hob er ane »Ich, der ich noch nie zuvor in Schweden gewesen bin. kenne Euch natürlich nicht persönlich, obschon dem Namen, und Rufe nach recht wohl. Selbst dem General unseres Ordens ist euer Name nicht unbekannt.«

Die alte Nonne verneigte sich, antwortete aber nichts.

»Es ist gut, überall die eine und die andere zuverlässig. Person zu haben, von welcher man in Bezug auf gewisse Dinge den wahren und richtigen Sachverhalt erfahren kann, Es ist dies eine Vorsichtsmaßregel, welche unser Orden stets wahrgenommen hat.«

Monica machte eine abermalige Verbeugung, sagte aber wieder nichts.

»Da,« fuhr Malaspina fort, »gewisse wichtige Angelegenheiten mich nach dem Norden geführt haben, so kann ich von Euch wohl erfahren, welche und wie viele Klöster es sind, die noch in Schweden existiren.«

»Eminenz,« antwortete die Nonne, »ich für meine Person kenne weiter keine als Gudhem, Riseberga, Wadstena und St Clara.«

»St. Clara — hat Gustav der Erste nicht gerade dieses Kloster zuerst von allen andern niederreißen und nur die Kirche wieder aufbauen lassen?«

»Allerdings, aber er erlaubte den Nonnen, welche es wünschten, in dem Kloster zu bleiben, das heißt in dem sogenannten heiligen Stift. Das Klostergebäude ward nämlich der Erde gleich gemacht, die Nonnen erhielten jedoch dafür das völlig leer stehende Franciscanerkloster auf dem Ritterholm zum Asyl und zur Herberge angewiesen. Später, als der jetzt verstorbene König Johann auf den Thron kam, begann für die noch übrigen schwedischen Klöster eine bessere Zeit, und ich kann mit vollem Grund sagen, daß sie unter seinen Händen von Neuem aufzublühen begannen.«

»Ja, Schwester Monica, das haben wir mit großer Befriedigung vernommen; doch nun zu Euch selbst. Mit Fleiß hat unser Orden, der immer so viel Gutes von Euch gehört, Euch aus einem Kloster Schwedens in das andere versetzt, um ein mal, wenn sich Gelegenheit dazu böte, von Euch vollständig und wahrheitsgetreu zu erfahren, wie es sich mit allen diesen Orden verhält und ob es noch zuverlässige Herzen darin gibt.«

»Ja, die gibt es, Eminenz, und ich kenne deren viele, welche eifrig und gewissenhaft bedacht sind, unserer Kirche und dem hohen Jesuitenorden treu zu dienen.«

»Das ist gut, Schwester Monica. Ihr werdet mir später hierüber noch einiges Nähere mittheilen. Jetzt beant-

wortet mir vor allen Dingen eine Frage, welche mir am meisten am Herzen liegt: Wie steht es mit dem Knaben, welchen Ihr Auftrag erhieltet — kurz und gut, Ihr wißt schon, was ich meine. — Wie steht es mit dem Knaben? Lebt er und gedeiht er? Wird er mit Güte und Liebe gepflegt?«

»Alle diese Fragen kann ich zu meiner Freude mit einem offenen und aufrichtigen Ja beantworten, Eminenz. Der Knabe lebt und ist schön wie ein Engel. Allerdings hat er einige Züge, welche an den Vater erinnern, aber dennoch sieht er seiner Mutter am ähnlichsten. Dabei ist er gesund und verständig und hat Muth, so klein er auch noch ist.«

»Seht Ihr ihn oft?«

»Ja, wenigstens einmal monatlich, obschon Niemand da droben im Hause eine Ahnung davon hat. Der Knabe tummelt sich alle Tage auf dem Hofe umher, um zu spielen und frische Luft zu schöpfen, und an einem Gitterthor, welches diesen Hof von einem finstern schmutzigen Gäßchen trennt, durch welches den ganzen Tag fast Niemand kommt, stehe ich und betrachte das reizende Kind.«

»Dennoch aber war es ein sonderbarer Einfall von Euch, meine liebe Monica, den Knaben zu Herrn Arvid Stalkrona zu bringen, der einer unser ärgsten Feinde und zugleich ein so eifriger Anhänger des Herzogs Carl ist. Gab es denn keine katholische Familie, wo der Knabe besser aufgehoben gewesen wäre?«

»Besser aufgehoben, als er in jenem Hause ist, könnte er niemals sein. Uebrigens gibt es ja hier auch nicht ein einziges adeliges Haus, wo man sich — wenigstens öffent-

lich — zu unserer Religion bekennte und ein bürgerliches erschien mir nicht passend für ein Kind, welches von seiner Wiege an von ritterlichen Thaten hören, Waffengeklirr vernehmen und von all dem Glanz und der Ehre umgeben sein muß, worauf der Adelstand Anspruch hat.«

»Darin könnt Ihr Recht haben, namentlich in Bezug auf die Zukunft des Knaben, die sich jedoch in Folge eines höchsten Orts gefaßten Beschlusses wahrscheinlich ganz anders gestalten wird, als anfangs beabsichtigt war.

»Wie alt war der Knabe, als Ihr ihn Stalkronas überließt?«

»Ein Jahr. Er ward von der Amme hinweggenommen, welche nicht die geringste Ahnung hatte, daß er etwas Anderes als ein Findelkind sei. Was dagegen den alten Herrn Arvid betrifft, so kommt es nach meiner Ansicht gerade ihm am ersten zu, für den Knaben zu sorgen, um dadurch einigermaßen, wenn auch ohne es selbst zu wissen, die Härte wieder gut zu machen, womit er die arme —«

»Ich weiß es; gleichwohl aber wird es nun die höchste Zeit, den Kleinen — wie heißt er?«

»Evert.«

»Evert! Wer hat ihm denn diesen Namen gegeben? Seine Mutter?«

»Nein, diese nicht. Ihre schönen Augen sahen ihn nicht, denn dieselben brachen gerade in demselben Augenblicke, wo der Kleine mit seinem ersten Weinen dieses jammervolle Leben begrüßte. Evert ist aber in der Familie lange ein von dem Vater auf den Sohn übergehender Name gewesen. Der Vater des armen Edelfräuleins hieß so und der älteste Bruder ebenfalls.«

»Gut, alte Monica. Der Name thut auf alle Fälle wenig zur Sache und man wird ohnehin bald bedacht sein, dem mutterlosen Kleinen einen mehr südländischen Namen zu geben. Man wird ihn Evertino, Everino oder etwas dergleichen nennen, was weniger auffällt, als das nordische Evert. Die Zeit ist nun da, wo der Knabe dem geistigen Verderben entrissen werden muß, welches in seiner jetzigen Umgebung seiner harrt, dafern er länger in dieser Familie bliebe, welche sowohl der Kirche als dem Könige feindselig gesinnt ist. Ich fürchte, daß hier schon eine große Versäumniß begangen worden und daß der Knabe schon allzuviel verwerfliche Ideen eingesogen hat.«

»O, es hat keine Gefahr. Ein Kind von sechs Jahren nimmt noch keine starken Eindrücke auf. Wird die zarte Pflanze jetzt mit den Wurzeln ausgerissen und in einen besseren Boden verpflanzt, so hoffe ich, daß sie blühen und mit der Zeit herrliche Früchte tragen wird.«

»Ich wünsche, daß eure Hoffnung nicht getäuscht werde, fromme Monica, denn es beruhen auf diesem Knaben große und wichtige Pläne.«

»Ich verstehe; natürlich, der Sohn eines solchen Vaters! Er soll also wohl nun so bald als möglich an den Hof?«

»Nein, Monica, das soll er nicht. Allerdings war dies beabsichtigt, aber seitdem sich herausgestellt hat, daß sein Vater nicht das Geringste von der Existenz des Knaben weiß, wenigstens nicht, daß er lebend des Tages Licht erblickt hat, so riskirt man ja nichts, wenn man nach Gutdünken über das Schicksal des Knaben verfügt. Er soll deshalb zum Priester erzogen werden.«

»Zum Priester! Ach, man hört wohl, Eminenz, daß Ihr den Knaben nie gesehen habt. Dieses hochgetragene, von üppigen, hellblonden Locken umwallte Haupt sollte die Tonsur empfangen! Dieser kühne Blick, welcher die ganze Welt auf Leben und Tod herauszufordern scheint, sollte fortwährend auf einer Mönchskutte und ein Paar schmutzigen Sandalen ruhen! Diese leichten, geschmeidigen, raschen Bewegungen, die behend sind wie die eines Panthers, sollten sich daran gewöhnen, langsam zu schleichen wie eine Schnecke! Diese hochgewölbte Brust, diese schon jetzt so starken, obschon noch zarten Glieder sollten —«

»Aber so hört doch auf, Monica! Seid Ihr übergeschnappt, oder ist ein böser Geist über Euch gekommen, daß Ihr so tolles Zeug schwatzt? Seit wann ist es Gebrauch, daß irgend Jemand, sei er hoch oder gering, Mann oder Weib, der mit unserem Orden in der geringsten Gemeinschaft steht, einen Einwurf gegen die Befehle des Vorgesetzten zu erheben oder dies auch nur in Gedanken zu thun wagt? Ihr habt jetzt eine große, eine unermeßliche Sünde begangen, Monica, eine Todsünde, für welche ich Euch die schwerste Buße auflegen möchte. Wären wir nicht hier in diesem Lande, wo die Wände Ohren haben, so würde ich Euch sogleich mit hinein in meine eigene Pönitenzkammer nehmen, um mit eigener Hand die Geißel an euren magern Schultern in Anwendung zu bringen, damit es mit mehr Nachdruck geschehe, als von eurer eigenen schwachen Hand, Ihr alte Sünderin.«

Die arme alte Monica zitterte an allen Gliedern und beugte ihren von Alter und Gebrechlichkeit schon ohnehin genug gekrümmten Rücken noch tiefer. Eine leise gestam-

melte, fast unhörbare Bitte um Verzeihung schwebte auf ihren Lippen.

»Nu, Alte,« sagte Malapina, dessen Zorn schon wieder zu verrauchen schien, »faßt nur wieder Muth. Ich verzeihe Euch diesmal und werde diesen von Euch gegebenen Beweis von ungebührlicher Widerspenstigkeit nicht höhern Orts berichten. Wir brauchen eure Dienste und ich hoffe, Ihr werdet künftig besser, als jetzt der Fall war, eingedenk sein, daß blinder Gehorsam das erste und unerbittlichste Gebot unseres Ordens ist. Ihr müßt mir zu einer Zeit, die ich selbst bestimmen werde und welche bald da sein dürfte, behilflich sein, den Knaben zu entführen. Ist die Gitterthür, von welcher Ihr vorhin spracht und die den Hof von dem finstern Gäßchen trennt, zu irgend einer Zeit des Tages oder der Nacht offen?«

»Nein, niemals! Sie ist im Gegentheil stets sorgfältig verschlossen.«

»Mit einem Vorhängschloß?«

»Nein, auf keiner von beiden Seiten. Dies habe ich genau untersucht.«

»Dann müssen wir uns den Schlüssel zu dieser Thür verschaffen, dies ist ja eine Kleinigkeit. Ich werde Euch wieder hierherrufen lassen, sobald ich von Upsala zurückkomme, wohin ich mich unverweilt begeben werde, um dem König während des dort bevorstehenden Reichstages mit Rath und That zur Seite zu stehen. Ihr könnt nun gehen. Da die Zeit schon ziemlich weit vorgeschritten ist, so muß ich den Bericht, den ich mir von Euch über die armen Klöster in Schweden erstatten lassen wollte, bis auf's nächste Mal

verschieben. Gott sei mit Euch! Ich brauche wohl nicht erst hinzuzusetzen: Verschwiegen wie das Grab!«

Malaspina's Blick war bei diesen letzten Worten drohend wie eine Gewitterwolke.

Lautlos wie ein Gespenst schlich Monica zur Thür hinaus und die Treppe hinunter.

Viertes Capitel.

Graf Gustav Brahe.

An dem sogenannten Norderhafen, unterhalb des südlichsten der drei festen Thürme, welche die Stadt Stockholm von der nördlichen Seite vertheidigten, wandelte mit langsamen, gemessenen Schritten eine rüstige Gestalt in Lederkoller mit glänzendem Silberharnisch darüber.

Es war dies der damals achtundzwanzigjährige Graf Gustav Brahe, einer der schönsten und stattlichsten Männer, welche Schweden jemals besessen, ein Mann aus echtem Patrizierblut von dem vollendetsten Wuchs und so feinen und regelmäßigen Zügen, daß er als Modell für einen Mars oder auch Apollo dienen konnte.

So schön aber sein Gesicht auch war, so war der Ausdruck desselben doch, wenigstens in diesem Augenblick, kein heiterer.

Der Graf ging auf und ab, als ob er auf Jemanden wartete. Auf dem schönen Antlitz ruhte ein sehr bemerkbarer Schatten von Verdruß, ja sogar von Kummer, während

die großen blauen Augen unter den schönen dunklen Brauen hervor mit sichtbarer Ungeduld nach der Stadt blickten.

Endlich nahte von der westlichen Ecke des Schlosses, an welcher er rasch vorbeieilte, mit langen hastigen Schritten ein junger Mann, ebenfalls in Lederkoller und silberblankem Brustharnisch, mit einem Helm, von welchem eben so wie von dem Gustav Brahe's ein weißer Federbusch herabwallte.

»Du hast mich verwünscht lange warten lassen,« sagte der Graf, indem er dem Kommenden entgegeneilte. »Schlag eilf war ich, der Verabredung gemäß, hier auf dem Platze und nun sind schon zehn Minuten darüber. Das ist nicht Rittersitte, Gustav, und ich wäre beinahe versucht zu glauben, daß Du in Polen gelernt hast, es mit dem Halten deines Wortes nicht allzu genau zu nehmen.«

»Du bist vollkommen in deinem Rechte, wenn Du ärgerlich auf mich bist, Bruder,« antwortete der Angeredete, der kein Anderer war, als der früher dem Leser vorgestellte Gustav Stalkrona. »Du hast vollen Grund zu brummen, mein lieber Gustav Brahe. Aber Du thust es auch auf echt schwedische Manier. Uebrigens triffst Du wirklich den Nagel auf den Kopf, wenn Du vermuthest, daß man es in Polen mit Wort und Versprechen weniger genau nimmt.«

»Das ist aber nicht gut,« sagte Brahe lakonisch.

»Allerdings, das gebe ich zu; auch geht dort früher oder später der ganze Staat unvermeidlich zum Teufel. Doch welche Richtung haben wir nun eingeschlagen? Wohl eine ganz entgegengesetzte, glaube ich, dafern ich nach siebenjähriger Abwesenheit von hier noch einige Localkenntniß von

Stockholm besitze. Wohnst Du nicht noch wie früher auf dem Rittenholm?«

»Dort habe ich allerdings gewohnt und dort steht auch mein Vaterhaus. Gegenwärtig aber wohne ich auf dem Schloß von Stockholm, weil ich von König Sigismund zum Statthalter desselben ernannt worden bin.«

»Ja, es ist ja wahr! wie zerstreut ich doch bin! Dann gehen wir wohl nach dem Schloß hinauf?«

»Nein, durchaus nicht. Ich habe wichtige Dinge mit Dir zu verhandeln, mein lieber Gustav Stalkrona, und ich muß deshalb mit Dir ganz ohne Zeugen sprechen. Gehe ich in mein Haus, in meine eigenen Zimmer, welche sich noch in demselben Zustande befinden, wie ich dieselben vor einigen Wochen verließ, denn in diesen kritischen Zeiten politischer Ebbe und Flut, wo man darauf gefaßt sein muß, den einen Tag erhöht, den andern gestürzt zu werden, ist es gut, mehr als eine Wohnstätte zu haben; gehe ich nach Hause, sage ich, so forschen vielleicht die Dienstleute. Auf dem Schlosse bin ich noch weniger sicher, denn, wie Du weißt, gilt von königlichen Schlössern weit mehr als von andern Gebäuden das Sprichwort, daß die Wände Ohren haben.«

Man darf nicht glauben, daß Graf Gustav Norderhafen, während er so sprach, auf dem Platze zwischen Schloß und dem jetzigen Münzmarkte stehen geblieben wäre. Im Gegentheile nahm er mit großen, gleichmäßigen Schritten die Richtung nach dem Nordermalm, begleitet von Stalkrona, der ihm bereitwillig folgte, im Stillen aber höchst neugierig war, zu sehen, wohin es zuletzt ginge.

»Ich beabsichtige,« fuhr Gustav Brahe fort, »Dich

in ein Wirthshaus zu führen, worin wir in einem zu diesem Zweck gemietheten Zimmer vollkommeu ungestört sein können.«

»In ein Wirthshaus?« wiederholte Stalkrona ganz verwundert.

Die beiden Freunde waren inzwischen an dem ersten der kleinen Wachthürme vorbeipassirt, gingen über die Brücke, welche über den schmalsten Arm der Norderstroms führte, und standen so am Anfang des Heiligengeistholms, wo sie wieder einen Thurm zu passiren hatten.

Ueber den letzterwähnten Holm mit seinen Lazarethen, früher das Heiligengeisthaus genannt, seinen öffentlichen Badestuben, Bierbrauereien und anderen dergleichen Gebäuden eilten sie mit raschen Schritten, worauf sie noch einen dritten Thurm und noch einen Steg oder eine schmale Brücke zu passiren hatten, ehe sie den Fuß auf den Nordermalm setzten.

Endlich kamen sie auf den Nordermalmsmarkt, der damals schon ziemlich groß, gut geebnet und mit ziemlich schönen und hohen Häusern umbaut war, deren Besitzer der vornehmsten Aristokratie angehörten. Sie gingen nun in schräger Richtung weiter und kamen an dem Platze der von Gustav dem Ersten niedergebrannten kleinen hölzernen Kirche, welche die St. Jacobskirche geheißen, vorbei, an deren Stelle sich später ein stattlicher steinerner Tempel erhob.

»In ein Wirthshaus willst Du mich führen? hier in Stockholm?« fragte Stalkrona, während er mit seinem Freunde so entlang schritt.

»Ja wohl, Bruder. Wir sind in unserer Nachahmung des Ausländischen so weit gekommen, daß auch wir unsere

Wirthshäuser haben, in welchen ein anständiger Mann gegen Bezahlung eintreten und unbelästigt von aller beschwerlichen Gesellschaft in einem besondern Zimmer seine Flasche Wein oder seinen Becher Mumme trinken kann.«

Endlich gelangten die beiden jungen Herren an ein Haus, auf dessen prunkendem Aushängeschild drei goldene Kronen in hellblauem Felde zu sehen waren.

Brahe, der hier schon sehr genau bekannt zu sein schien, trat ein und verlangte ein besonderes Zimmer und etwas zu trinken.

Man kam seinem Wunsche bereitwillig nach, und binnen wenigen Minuten saßen die beiden Freunde einander gegenüber an einem Tisch, auf welchem eine Flasche Rheinwein nebst zwei kleinen silbernen Bechern stand.

»Höre, Gustav Stalkrona,« begann nun der Graf, »ich habe zwei wichtige Dinge mit Dir zu verhandeln. Das eine berührt mich allein, das andere einen von meinen Verwandten und zugleich Dich.«

»Mich!« rief Stalkrona ein wenig verwundert.

»Ja Dich, Gustav. Ich habe während der letzten Tage von mehreren Seiten gehört, daß Du verlobt seiest, jedoch diesem Gerücht nicht eher Glauben beimessen wollen, als bis ich mit eigenen Augen gesehen, daß Du den Verlobungsring am Finger trägst. Jetzt sehe ich es.«

»Und warum zweifelst Du?« fragte Stalkrona, fast ein wenig verletzt. »Ich für meinen Theil finde weder etwas Ungereimtes, noch etwas Unglaubliches darin, daß ein Mann, der sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt hat, sich eine für ihn in jeder Beziehung passende Braut wählt, und sich mit ihr verlobt. Ich befinde mich in

Folge eines bedeutenden Pathengeschenks an barem Gelde, welches ich von einer alten Verwandten erhalten, in Verbindung mit dem Gehalt, den ich vom Hofe des Königs beziehe, vollkommen in der unabhängigen Stellung, daß ich mich nach einem eigenen Herd und einem Weibe umsehen kann.«

»Ja, Dich umsehen könntest Du; man behauptet aber, dieses Verhältniß sei schon ein ziemlich altes.«

»Auch in dieser Beziehung hat man Recht. Seit schon vier Jahren besteht es, einer für mich sehr langen Zeit. Gleichwohl ist es aus mancherlei Gründen, die ich hier nicht alle ausführlich herzählen kann, geheim gehalten worden. Erst ganz neulich, gleich nach meiner Wiederankunft, ist es der Familie und dem ganzen Kreis unserer Bekannten mitgetheilt worden.«

Graf Brahe ging einige Mal im Zimmer auf und ab, blieb dann mit verschränkten Armen seinem Freund gegenüber stehen, sah ihm mit einem langen, gleichzeitig forschenden und vorwurfsvollen Blick in die Augen und sagte dann mit einem gewissen Nachdruck:

»Und so also konnte ein schwedischer Edelmann, so konnte mein Jugendfreund und ehemaliger Waffenbruder handeln?«

»Mein Himmel, was meinst Du?« rief Gustav Stalkrona, indem er sich ebenfalls von seinem Stuhl erhob. »Was willst Du sagen, Gustav Brahe? Ist das Mädchen, auf welches meine Wahl gefallen, nicht tugendhaft und edelgeboren? — Allerdings ist sie die Tochter des unruhigen Axel Lejonhufvud, da er aber eben so wie ich ein Anhänger des Königs ist, so muß man ihm in Bezug auf seinen

rebellischen Geist ein wenig durch die Finger sehen — Alles um seines edlen Bruders willen.«

»Aber sein edler Bruder gehört doch mit Leib und Seele der Partei des Herzogs an,« wendete Brahe ein. »Indeß, ich wollte ja nicht von Politik sprechen; deine Verlobte, lieber Stalkrona, ist eine liebenswürdige Jungfrau, ebenso tugendhaft als schön, eben so erhaben in ihrer Denkweise als edel von Geburt. Doch sieh mich an, Gustav, und antworte mir aufrichtig: fühlst Du über deine Treulosigkeit keine Gewissensbisse?«

Stalkrona empfand allerdings einen schwachen Stich im Herzen und war nicht recht wohl im Stande, den Blick seines Freundes auszuhalten.

Er ermannte sich jedoch rasch und sagte mit trotziger Miene:

»Was meinst Du? Du sprichst von Treulosigkeit? welcher Treulosigkeit hätte ich mich schuldig gemacht?«

»Hast Du denn ganz und gar vergessen,« hob Brahe wieder an, »daß mein Schwager, der Reichsrath Erik Bjelke, einen Bruder hat?«

»Einen ältern Bruder, ja — Clas Bjelke — warum sollte ich den vergessen haben?«

»Du wechselst die Farbe, Gustav; daraus schließe ich, daß dein Gewissen nicht vollkommen rein ist. Was ich vermuthe, dürfte daher begründet sein, nämlich daß schon der Name Bjelke Dich zur Besinnung bringt.«

»Du sprichst in Räthseln, Brahe, und beim Himmel, wärest Du nicht mein Jugendfreund, so würde ich suchen Dich mit dem Schwerte zu zwingen, rund und rein mit der

Sprache herauszugehen und mich nicht länger mit dergleichen Anspielungen zu molestiren.«

»Laß dein Schwert nur in der Scheide, lieber Gustav, und ereifere Dich nicht unnöthig. Hast Du in Polen gelernt, Dich über die keineswegs beleidigenden Worte eines ehrlichen Mannes zu erzürnen?«

»Eines ehrlichen Mannes? hm! — Ein ehrlicher Mann spricht, wie Du selbst am besten weißt, seine redliche Meinung offen und ohne Umschweife aus. Also kurz und gut — was willst Du sagen?«

»Ich will sagen, Stalkrona, daß ich fürchte, Du habest wie ein Betrüger gehandelt und —«

»Wie ein Betrüger! Ich! Tod und —«

»Laß dein Schwert in der Scheide, habe ich gesagt, und knirsche nicht vor Wuth mit den Zähnen. Kannst Du Dich von meiner so eben ausgesprochenen Anklage reinigen, so ist es gut für Dich selbst und für unsere fernere Freundschaft.«

»Zur Sache, Herr Graf, wenn's beliebt!« rief Stalkrona in stolzem Tone.

Der Graf maß ihn mit einem Blick sowohl der Güte, welche bewies, daß die Heftigkeit seines Freundes ihn nicht erzürnte, als auch des tiefsten Ernstes.

Beide schwiegen einige Secunden lang.

Stalkrona's Blick war wieder etwas unsicher, beinahe scheu.

»Hast Du vergessen,« hob Brahe langsam und in tiefem Tone wieder an, »daß Herr Clas Bjelke und seine Gattin Malin Stigsdotter Crona eine Tochter Namens Agnes haben?«

»Agneta heißt sie eigentlich,« entgegnete Stalkrona. »Nein; warum sollte ich das vergessen haben?«

»Nun, es sieht aus, als ob Du die ganze Familie vergessen hättest, Gustav, da Du sie ja seit deiner Rückkunft noch nicht ein einziges Mal besucht hast.«

»Ich habe noch nicht Zeit dazu gehabt. Also meine Nachlässigkeit in Erfüllung der Forderungen des Gesellschaftslebens belegst Du mit dem Namen Betrügerei! Ich muß gestehen, daß Du deine Ausdrücke ein wenig übel wählst.«

»Ich weiß, was ich sage, Bruder. Agnes Bjelke war ja deine Verlobte, ehe Du nach Polen reistest, und nachdem Du drei Jahre dort warst, verlobtest Du Dich mit einer Andern.«

»Agnes Bjelke meine Verlobte! Wer hat Dir dieses Märchen aufgebunden? Denn ein solches ist es.«

»Wirklich? Ich sollte meinen, die todtenbleichen Wangen und die abgezehrte Gestalt meiner schönen Verwandten sprächen hinreichend dafür, daß es eine Wirklichkeit ist.«

»Brahe, ich verstehe Dich nicht recht. Hat das Mädchen Liebe zu mir gefaßt und bekümmert sie sich wegen Mangels an Gegenliebe, so ist dies nur ihre Sache und ich beklage sie. Mehr kann ich nicht thun.«

»Nein, allerdings nicht, ohne ein zweites unschuldiges Herz zu brechen, ebenso wie Du das Agnes Bjelke's gebrochen hast.«

»Aber so schweig doch mit deinem abgeschmackten Geschwätz! Habe ich mich wohl jemals um deine Verwandte beworben?«

»Das mußt Du selbst am besten wissen; daß Du aber ihr und ihrer ganzen Umgebung allen möglichen Grund gegeben hast, zu glauben, daß Du sie liebtest, dies wirst Du schwerlich läugnen können —«

»Grund! Also auf bloße Vermuthungen hin soll ich verurtheilt werden! Agnes, ich und mein Bruder Carl, wir spielten mit einander, als wir Kinder waren, und waren fast täglich beisammen, weil Bjelkens und meine Aeltern, die damals gute Freunde waren, ganz nahe bei einander wohnten. Agnes hegte große Anhänglichkeit an mich und ich an sie, so daß wir beide stets gegen Carl zusammenhielten, der von Natur starrköpfig war und uns beiden immer befehlen wollte.«

»Nun, und später, als Ihr groß wurdet?«

»Da blieben Agnes und ich eben noch so gute Freunde. Ich kann inzwischen nicht sagen, daß ich Agnes völlig erwachsen gesehen. Allerdings hatte sie bei meiner Abreise nach Polen ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt und spielte nicht mehr mit der Puppe, aber erst seit ganz Kurzem, so kindisch war sie noch. Lang und schlank war ihr Wuchs, obschon nur erst wenig ausgebildet, wiewohl sie mit der Zeit schön zu werden versprach.«

»Und ist dies Alles, was Du von deinem Verhalten gegen sie zu sagen hast?«

»Ja, allerdings; was sollte ich weiter noch zu sagen haben?«

»Aber es kam Dir doch wohl schwer an, Dich von Agnes zu trennen?«

»Von ihr ebenso wie von allen Freunden meiner Kindheit. Ich will hierbei auch erwähnen, daß Agnes und

ich während der ersten zwei Jahre meiner Abwesenheit einige Briefe wechselten. Seitdem aber habe ich sie nicht wieder auch nur nennen gehört, bis jetzt bei meiner Rückkunft, wo ich mit Verwunderung hörte, daß sie trotz der großen Anzahl Freier, die sie gehabt haben soll, noch unvermält ist. Gleichwohl muß sie nun volle zweiundzwanzig Jahre alt sein. — Sie also war es, welche Du im Sinne hattest, als Du mich so eben mit dem schönen Namen eines Betrügers beehrtest?«

»Einen Betrüger nenne ich Jeden, der sein Wort nicht hält, im Großen sowohl wie im Kleinen, und dein eigenes Gewissen, welches Dich anklagt oder freispricht, Gustav, wird am besten wissen, ob Du Agnes Bjelke ein übereiltes Versprechen gegeben, welches Du später vergessen. Allerdings ist es wahr, daß Ihr beide damals noch sehr jung waret, Du kaum ein Jüngling, sie beinahe noch Kind. Inzwischen hat die ganze Welt während aller dieser Jahre Agnes Bjelke als deine künftige Gattin betrachtet, und eben so weiß man, daß sie eben um deswillen alle Freier abgewiesen hat.«

»Jetzt widersprichst Du Dir selbst, Gustav Brahe. Wenn die ganze Welt Agnes und mich als Verlobte betrachtet hätte, so wäre Agnes nicht von so vielen Freiern belästigt worden. Was ihre Aeltern auf das Geschwätz einiger Plaudertaschen aus ihrer bis jetzt bewiesenen Abneigung gegen das Heiraten zu schließen beliebt haben, berührt mich nicht und ich habe mit ihrem Thun und Lassen nichts zu schaffen.«

»Aber wenn dies nun doch der Fall wäre, Gustav Stalkrona?«

»Ich bitte Dich, Bruder Brahe, höre nun endlich ein-

mal auf mit deinem inquisitorischen Wenn und Aber, wenn Du mich nicht geradezu rasend machen willst. Hat man wohl jemals etwas Derartiges gehört? Wenn ich als Jüngling von achtzehn Jahren freundlich mit einem vierzehnjährigen Mädchen gesprochen habe, die meine Spielgenossin gewesen, deren ich mich aber, seitdem ich Mann geworden, kaum noch entsinne, soll ich deshalb als ein Betrüger, als ein Wortbrüchiger betrachtet werden? Hat es der jungen Dame gefallen, sich in mich zu verlieben, so thut mir dies leid, aber mehr als Theilnahme vermag ich ihr nicht zu schenken.«

Brahe stand einige Augenblicke da und versank in Nachdenken.

»Die arme, arme Agnes!« rief er endlich. »Sollte sie wirklich ohne allen Anlaß — nun ja, unmöglich ist es allerdings nicht. Das Menschenherz und besonders das Frauenherz ist ein wunderliches Ding. Vielleicht trägst Du gar keine Schuld, Gustav, und dann muß ich Dich allerdings aufrichtig um Verzeihung bitten.«

Er reichte dem Jugendfreund die Hand und dieser nahm sie etwas zögernd und schüttelte sie langsam.

»Ich will deinen Worten glauben,« hob Brahe wieder an. »Nur das Auge, welches selbst die geheimsten Falten des Herzens durchschaut, sieht, ob Du von aller Schuld frei bist. Was inzwischen ein achtzehnjähriger, mit der Welt und deren Verhältnissen unbekannter Jüngling einem auf der Grenze zwischen der Kindheit und dem Jungfrauenalter stehenden Mädchen vorgeschwatzt haben kann, läßt sich beinahe als eine bloße Kinderei entschuldigen, dafern er sie nicht später mit einundzwanzig Jahren, als

sein Herz zum vollen Bewußtsein dessen, was er fühlte und that, erwacht war, in Unkenntniß von seinen veränderten Gefühlen gelassen und ihr dadurch Anlaß gegeben hat, eine trügerische Hoffnung zu nähren.«

»Sagt Agnes denn, ich hätte jemals mit Worten den Wunsch ausgesprochen, daß sie einmal die Meine werden möge?«

»Sie sagt nichts; sie leidet blos — leidet grausam.«

»Das thut mir fürwahr leid.«

»Ich kann es mir denken. Doch jetzt zu einer andern Frage. Warum hast Du bei Bjelkens noch keinen Besuch gemacht?«

»Dies kommt daher, daß Bjelkens und meine Aeltern nicht mehr auf demselben vertraulichen Fuße mit einander stehen, wie vor meiner Abreise. Im Gegentheil, sie pflegen gar keinen Umgang mehr mit einander, sondern sind fast erklärte Feinde. Ungleiche politische Ansichten haben sie von einander getrennt. Während die Meinigen mit allem Eifer zum Herzog Carl halten, hat Clas Bjelke, also ebenso wie sein Bruder Erik, dein hochgeehrter Schwager, sich zur dritten Partei geschlagen, einer Partei, welche sich s t e l l t, als hielte sie es mit Sigismund, weil sie vor der Hand ihre Rechnung dabei findet, obschon sie in der That und Wahrheit —«

»Wie? Was wagst Du zu behaupten?«

»Ich behaupte, daß der König eben sowohl wie der Herzog sie durchschaut hat und daß sie mit der Zeit für ihre oligarchischen Bestrebungen Alles zu fürchten haben können. Inzwischen mag ein Jeder seinen politischen Glau-

ben ebenso wie seine Handlungen selbst verantworten, und wird es ihnen, ebenso wie vielen Andern, schwer, sich herauszuwickeln, so ist es nicht meine Schuld, denn ich habe nun Dich und vielleicht durch Dich auch die Andern auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht, da unser Gespräch einmal uns zufällig auf dieses Capitel brachte. Mich berührt es inzwischen nicht, denn ich für meinen Theil bleibe dem rechtmäßigen König meines Landes unverbrüchlich ergeben, so lange ich athme.«

»Nun, so zeige es, Bruder; denn sein Wort muß man halten, mag man es nun übereilt oder nach reiflicher Ueberlegung gegeben haben.«

»Das kommt darauf an, Bruder. Inzwischen, um nun wieder auf meinen versäumten Besuch bei Bjelkens zurückzukommen, will ich blos sagen, daß ich geglaubt habe, sie würden einen von König Sigismunds eifrigsten Anhängern nicht gern bei sich sehen. Du kannst glauben, daß es mir im Hause meiner eigenen Aeltern schwer genug wird, durch alle Klippen hindurchzusteuern und geschähe es nicht um meiner Verlobten willen —«

»Was Bjelkens betrifft, so ist der Grund, den Du für dein Ausbleiben geltend machst, völlig unhaltbar. Daß sie es nicht mit Carl halten, daraus machen sie kein Geheimniß, aber deswegen kann ihnen Niemand beweisen, daß sie Anhänger des Königs sind. Inzwischen wie es jetzt steht, so dürfte, wenn ich mir die Sache recht überlege, ein Besuch von Dir für Agnes allerdings eine vielleicht gefährliche Gemüthserschütterung zur Folge haben, und es wird daher von dir am besten sein, einen solchen Besuch zu unterlassen.«

»Das ist auch meine Ansicht, und mein innigster Wunsch ist, daß sie die Grillen, wovon Du sprichst, fahren lasse, sich tröste, wieder heiter werde und an Geist und Körper von Neuem aufblühe, so wie daß sie sich endlich entschließe, ihre Hand einem Mann zu reichen, der ihrer würdig ist, um dann an seiner Seite eine glückliche Familienmutter zu werden. Ist sie das geworden, was sie in ihrer Kindheit zu werden versprach, so ist sie ein liebenswürdiges Mädchen.«

»Ja, bei Gott, das ist sie, und in meiner Eigenschaft als Verwandter und Freund wünsche ich herzlich, daß sie bald aufgäbe, was, wie Du behauptest, eine bloße Grille ist, und sich lieber an die Wirklichkeit halte, die ihr noch so viele Freuden zu bieten hat. Und nun zu dem zweiten Gegenstand, nämlich dem, welcher mich ausschließlich berührt und worüber ich mich nicht hätte überwinden können, mit Dir zu sprechen, dafern Du nicht vermocht hättest, meinen Argwohn zu widerlegen. Jetzt, wo ich wieder glauben muß, oder wenigstens glauben will, daß Du noch ein Mann von Ehre und ein zuverlässiger Freund bist, muß ich wohl mit meiner Frage herausrücken — einer Lebensfrage, Gustav, denn sie brennt mir auf dem Herzen wie eine glühende Kohle. Sage mir aufrichtig: Was weißt Du über die Prinzessin Anna?«

Stalkrona stutzte und war sichtlich verlegen. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schlug die Augen nieder, sagte aber nichts.

»Sprich!« rief Brahe mit erzwungener Fassung.

»Was willst Du, daß ich sage?« fragte Stalkrona.

»Alles oder nichts,« antwortete Brahe mit dem Muth der Verzweiflung.

»Nun dann nichts,« entgegnete Stalkrona trocken.

»Und warum nichts?«

»Weil ich nichts weiß.«

»Nein, Gustav,« rief Brahe, indem er von dem Stuhle, auf welchen er sich wieder niedergelassen, aufsprang, »jetzt bist Du nicht aufrichtig gegen mich. Warst Du es auch vorhin — worüber Gott allein urtheilen möge — so bist Du es wenigstens jetzt nicht. Du, der Du während der zwei letzten Jahre, seitdem ich den polnischen Hof verlassen, fortwährend dort geweilt hast, Du weißt und Du mußt sprechen. Es war eine Uebereilung von mir, als ich das Wort nichts aussprach, Du mußt mir Alles sagen. Das Wohl und Wehe meines ganzen noch übrigen Lebens hängt davon ab. Sprich daher; ich beschwöre Dich bei der Erinnerung an die unschuldsvollen Tage unserer Kindheit!«

»Und was hast Du gehört, Bruder? Was hat man Dir einzureden gesucht und was argwohnst Du selbst?«

»Das Schlimmste, das Unerhörteste, das Unglaublichste hat man mir gesagt. Man hat behauptet, Anna, die Braut meiner Knabenjahre, sie, welche unzähligemal im Angesicht der Sterne des Himmels und vor Gottes allsehendem Auge mir unverbrüchliche Liebe und Treue geschworen — sie — doch nein, ich bringe es nicht über die Lippen.«

Brahe bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und stützte sich so auf den Tisch.

»Mein armer Freund,« sagte Stalkrona, der sich ihm mit tiefer Theilnahme näherte, »Du leidest.«

»Ja,« antwortete Brahe, »ich leide tief, höllische brennende Qualen — hier! hier!«

Er legte die Hand auf's Herz und fuhr dann fort:

»Und ich muß leiden, denn so wie ich sie liebe, hat noch nie ein Mann ein Weib geliebt.«

»So sagen wir Alle, wir, die wir lieben,« antwortete Stalkrona mit wehmüthigem Lächeln. »Und ich weiß, daß Fräulein Anna sich über ihre Liebe zu Dir auf dieselbe Weise äußert, wenn die Rede darauf kommt.«

»Thut sie — thut sie das wirklich?« rief Brahe. »Und dennoch —«

»Ja, dennoch!« wiederholte Stalkrona in so handgreiflich bestätigendem Tone, daß derselbe alle Zweifel Brahe's, welche dieser bis jetzt sich doch so glücklich gefühlt, noch hegen zu können, zerstreute und ihm die traurige Gewißheit in unzweideutigem Licht erscheinen ließ.

»So,« sagte er langsam und mit Mühe Athem schöpfend. »Nun,« fuhr er fort, »kannst Du auch alles Uebrige sagen, lieber Gustav, denn mit dem Worte dennoch, oder vielmehr mit dem Tone, in welchem Du es sprachst, hast Du dem furchtbaren Gerücht volle Bestätigung gegeben.«

»Aber so erzähle mir doch, was für ein Gerücht es ist, welches Dir zu Ohren gekommen. Du mußt es mir rein heraussagen," wenn ich es bestätigen oder widerlegen können soll.«

»Nun, so höre. Es soll seit ungefähr anderthalb Jahren an König Sigismunds Hof einen jungen Polen Namens Poßmoschi geben, der eben so schön als kühn und unternehmend ist.«

»Sehr wahr, Brahe; dieser Poßmoschi ist der einge-

fleischte Satan. Er ist der schönste, anziehendste junge Mann, den man sich denken kann, und viele Abergläubische da draußen — denn dort gibt es deren eine ganze Legion — glauben, er sei einer jener Engel, die sich im Anbeginne der Welt gegen den Schöpfer empörten und von ihm in den Abgrund hinuntergestürzt wurden.«

»Herrlich! auch ich habe dieselbe sinnreiche Aeußerung über diesen verhaßten Menschen gehört. Auch ist es ihm geglückt —«

»Den Posten eines Geheimschreibers bei der Prinzessin Anna zu erlangen, ja. Dies ist Alles, was man mit Gewißheit weiß.«

»Ja, aber was sagt denn das Gerücht?«

»Das Gerücht, Gustav, hat hundert Zungen und auf jeder schweben hundert unwahre Worte.«

»Ja, es spricht aber nicht stets die Unwahrheit, Stalkrona, und Du wirst wohl selbst nicht ein Organ der Lüge sein wollen. Der Ton, womit Du vorhin das Wort dennoch aussprachst —«

»War übereilt und unüberlegt, Bruder.«

»Nein, er war keines von beidem, Bruder. Uebrigens weiß ich ja, daß das Abscheuliche, das Entsetzliche eine wirkliche Wahrheit ist.«

»Du weißt es? Aber — aber warum fragst Du dann?«

»Weil — weil — das Menschenherz in allen Wechselfällen des Lebens ein sonderbares Ding ist — weil ich erfahren will, ob die Sache noch so weit zweifelhaft sei, daß ein Einziger mit gutem Gewissen zur Vertheidigung

der Prinzessin auftreten könnte. Es wäre dies für mich immer noch ein gewisser Trost.«

»Hm! Aber Du sagtest doch, Du wüßtest. Durch wen weißt Du?«

»Durch Anna selbst. Denke Dir, mein Freund, daß ihr Benehmen gegen mich, seitdem wir uns wieder begegnet sind, das sonderbarste gewesen ist, welches man sich denken kann. Erst auf dem Schiffe wohin ich, wie Du Dich erinnerst, mit dem Boot hinüberfuhr, um sie an's Land zu führen. Sie trug, um sich vor dem Herzog zu verbergen, Mannskleider, und einige Herren von ihrem Gefolge, darunter dieser verwünschte Poßmoschi, zeigten sich scheu und verlegen und gaben auf alle meine Fragen ausweichende oder unzusammenhängende Antworten. Später habe ich sie dreimal bei der verwitweten Königin Gunilla getroffen, wo sie wohnt. Die beiden ersten Male waren sowohl Ihre Majestät als auch einige andere Personen bei unserer Unterredung zugegen und Anna benahm sich da gegen mich so ungezwungen, offen und herzlich, als ob sie der ganzen Welt zeigen wollte, daß ich ihr theuer sei. Was die alten Lateiner von den Sirenen geschrieben, hätte auch auf König Johanns Tochter Anwendung finden können, so bezaubernd und verführerisch war sie. Ich aber glich dem Ulysses! Ich verstopfte mir das eine Ohr mit dem Wachs des Zweifels und das andere mit dem der Vorsicht und ließ mich durch die schönen Worte und die süßen Mienen nicht in Schlaf lullen, denn dazu hatte ich schon zu viel erfahren.«

»Nun, und später?«

»Später traf ich mit Anna allein zusammen, und Du

kannst glauben, daß sie sich dann ganz anders benahm; sie zog ihre Hand zurück, als ich dieselbe fassen wollte, und als ich ihr recht tief in die Augen blicken wollte, wendete sie dieselben hinweg. Noch mehr — sie weinte, warf sich mir zu Füßen und ließ unter krampfhaftem Schluchzen die wunderlichsten Aeußerungen fallen, wie, daß sie meiner unwürdig sei — daß ich sie zu vergessen suchen solle — daß, obschon sie mich noch eben so heiß liebe, doch ein furchtbarer schwarzer Schatten sich zwischen unsere Herzen gedrängt habe — daß ein furchtbares Geheimniß auf ihrer Seele laste u. s. w.

»Nun, und dieses Geheimniß?«

»Hätte sie mir vielleicht offenbart, denn sie war in einer solchen Gemüthsstimmung, daß sie bereit schien, Alles zu gestehen. Gerade in diesem Augenblick wurden wir aber durch den Eintritt der Königin Witwe in das Zimmer gestört und ich ging der vertraulichen Mittheilung verlustig. Sage mir, Bruder, ob ich nicht auf alle Fälle genug weiß, um mich durch das mehr als tadelnswerthe Verhalten meiner Verlobten auf das Schändlichste betrogen und an meiner Ehre gekränkt zu finden.«

»Ja, das gebe ich zu. Und da die Prinzessin selbst Dir schon so viel gesagt hat, so lohnt es wohl nicht weiter der Mühe, daß ich aus reiner Freundschaft Dich zu schonen suche. Ja, sie hat Recht; sie ist deiner unwürdig und Du thust recht daran, wenn Du Dich von diesem Augenblick an in vollem Ernst bemühst, ihr Bild aus deinem Herzen zu tilgen. Ich weiß, daß Viele hier in Schweden wünschen die beabsichtigte Vermälung Anna's mit Dir zu Stande kommen zu sehen, denn dann wäre man sicher, daß alle

Versuche zur Wiedereinführung des katholischen Glaubens mit einem Male aufhörten. Man behauptet ja auch, daß König Sigismund selbst Dich gern zum Schwager haben wolle, besonders da sein verstorbener Vater ja nicht viele Einwendungen machte, Dich zum Schwiegersohn zu nehmen. Er würde dann, wie das Gerücht behauptet, Dir, dem Spielcameraden seiner Kindheit, gemeinschaftlich mit seiner so inniggeliebten, Schwester, Schweden abtreten, um nur Polen zu behalten, welches er aus zwei Gründen liebt, theils um des herrlichen Klimas willen, theils deshalb, weil es katholisch ist. Wäre ich jedoch an deiner Stelle, Gustav Brahe, so —«

»Ich weiß, was Du sagen willst,« fiel der Graf ihm in's Wort. »Fürchte nichts. Ein Brahe wählt nicht lange zwischen Thron und Bettelstab, wenn auf der einen Seite die Schande, und auf der andern die unbefleckte Ehre steht. Ich bin Mann und als Mann werde ich mein Unglück zu tragen wissen.«

Stalkrona spielte dennoch hier kein ganz ehrliches Spiel mit seinem Freunde und hatte nicht ausschließlich sein Wohl im Auge, als er ihm von einer ehelichen Verbindung mit der Schwester des Königs Sigismund abrieth. Schon der Gedanke, Gustav Brahe einmal als König von Schweden zu sehen, empörte ihn, und obschon der Graf von Kindheit an sein Freund zwar, so hätte er doch sicherlich nicht gewünscht, ihn als Oberhaupt seines Landes zu sehen. Uebrigens wünschte er dasselbe unter der Herrschaft keines Andern zu wissen, als unter der Sigismunds und seiner Nachkommen.

»Und nun, da ich ruhig geworden bin,« fuhr Brahe

nach einer kurzen Pause fort, »kannst Du mir ja den ganzen Zusammenhang der Sache erzählen.«

»Diesen kenne ich selbst nicht ganz genau,« entgegnete Stalkrona. »Ich weiß blos, wie man in Warschau schwatzte, sowohl in der Stadt als am Hofe. Man sagte, der Geheimschreiber Poßmoschi benehme sich der Prinzessin gegenüber auf unverzeihliche eigenmächtige Weise. Er begegne ihr nicht mit der Ehrerbietung, die einem Unterthan gezieme, sondern vielmehr mit einer Allen in die Augen fallenden Frechheit und —«

»Du schweigst, Bruder; was sagte man weiter?«

»Nun, man flüsterte von heimlichen Zusammenkünften zwischen der Prinzessin und dem schönen Polen. Als Jemand einmal schnell in ihr Zimmer getreten, habe der Geheimschreiber nicht am Tische und nach dem Dictat seiner Herrscherin schreibend, sondern neben ihr, sie mit seinem Arm umschlungen haltend, auf der Polsterbank gesessen. Man sprach sogar davon, daß Poßmoschi einen Schlüssel zu ihrem Zimmer gehabt; wer kann aber wissen, wie viel von allen diesen Geschichten wahr oder erlogen ist.«

»Es ist schon genug, daß etwas überhaupt gesprochen worden, Gustav, denn es muß dadurch ein Jeder die Ueberzeugung gewinnen, daß die Prinzessin mit ihrem guten Namen sehr leichtfertig umgegangen ist. Leider habe ich sie von jeher als unüberlegt und leichtsinnig gekannt, aber dennoch hätte ich niemals geglaubt, daß sie so in die Fußstapfen ihrer Verwandten, der schönen Prinzessin Cäcilie, treten würde. Eine schwedische Prinzessin, eine Königstochter und eine Königsschwester kann sich so weit vergessen! Glaubst Du, daß nicht auch ich schon hier die

dreisten Blicke des polnischen Geheimschreibers bemerkt habe? Mag von diesen widerwärtigen Geschichten nun wenig oder viel wahr sein, so ist Anna doch nun ein- für allemal für mich verloren, und wenn der König, ihr Bruder, selbst mir ihre Hand und zugleich das ganze Königreich Schweden anböte, so würde ich doch nein sagen, denn es wäre eine That des niedrigsten Eigennutzes und gänzlich falsch berechneten Ehrgeizes, wenn ich nach all' diesem mich mit Anna vermälte. Daß sie übrigens wirklich so tadelnswerth ist, als man vermuthet und glaubt, das ging aus ihrem Benehmen gegen mich, ihren Thränen und bittern Selbstanklagen deutlich hervor. Nein! nein! Niemand soll jemals sagen können, daß ein Brahe seinen blanken Wappenschild durch eine niedrige oder zweideutige Handlung getrübt habe. Leb' denn wohl, leb' wohl auf immerdar, meine Jugendliebe, mit deinem Rosenschimmer, meine Hoffnung, mit deinen goldenen Wolken! — O Anna, Anna — Du, die ich so innig, so rein, so unverbrüchlich liebte, warum hast Du mir das gethan?«

Der starke Mann barg das Antlitz wieder in den Händen. An dem Heben und Senken der Schultern sah man, daß er weinte, aber kein Laut kam über seine Lippen.

Nach einer Weile ward er jedoch ruhiger und begann das Gespräch auf einen andern Gegenstand, nämlich die seltsamen, verworrenen Staatsangelegenheiten zu lenken, welche damals auf der Tagesordnung standen und fast alles Andere absorbirten.

Die beiden Freunde verließen endlich das Wirthshaus, nahmen vor demselben von einander Abschied und gingen jeder seines Weges.

Fünftes Capitel.

Das Begräbniß.

Es war am zweiten Abend nach dem Tage, wo Malaspina mit der Nonne, welche Schwester Monica genannt ward, gesprochen, nachdem er unmittelbar vorher erfahren, daß der ihm bei Ausführung seiner jesuitischen Pläne so nützliche, ja fastunentbehrliche Pater Adam bei einem nächtlichen Straßenauflauf um's Leben gekommen war.

Der als königlicher Musikant verkleidete Jesuit, der ein so unglückliches Ende gefunden, sollte nun beerdigt werden und zwar nicht in aller Stille, wie viele Personen seinem Gönner anriethen, sondern mit allem Pomp, welcher in einem protestantischen Land zu Gebote stand.

Alle, welche nicht näher in das Geheimniß eingeweiht waren, glaubten, der Kirchhof von St. Clara werde die Ueberreste des Verstorbenen aufnehmen, weil man hier in der Regel alle fremden Personen, welche in Stockholm starben, zu beerdigen pflegte. Höheren Orts aber hatte man etwas Anderes beschlossen, denn der König wählte die Ritterholmskirche, obschon in dieser zeither blos Personen aus königlichem oder fürstlichem Blut, so wie die allervornehmsten Ritter in dieser Kirche beigesetzt worden waren.

Thaddäus sowohl als die andern Mönche sahen daher nicht ohne gewisse Befürchtungen dem entgegen, was unter solchen Umständen unter einer dem fremden Glau-

bensbekenntniß schon ohnehin feindseligen Volksmasse geschehen könnte.

Am Abend, zwischen sechs und sieben Uhr, sollte die öffentliche Procession beginnen. Es war gerade ein fürchterliches Wetter. Die ganze Natur war in Aufruhr. Es stürmte, als ob Alles zusammenstürzen sollte, und der den ganzen vorigen Tag stattgehabte Regen und Schneefall hatte die von jeher schlecht gepflasterten Gassen von Stockholm so schlüpfrig gemacht, daß nicht blos Kraft, sondern auch Muth dazu gehörte, um bei einem solchen Wetter vorwärts zu kommen.

Jeder blieb daher so lange als möglich zu Hause bis zu dem Augenblick, wo das Gerücht sich verbreitete, daß der Leichenzug sich nicht nach St. Clara, sondern nach dem Ritterholm bewege, und in kurzer Zeit wimmelte es in den vorher verhältnißmäßig verödeten Gassen von einer zahllosen Menschenmenge.

Die Vorsicht, womit Sigismund während der ersten Tage seines neuen Aufenthalts in Stockholm seine Jesuiten in allerhand Verkleidungen gesteckt, glaubte er jetzt nicht mehr beobachten zu müssen, und sie alle sollten, in einer Anzahl von ziemlich vierzig Personen, in ihren gewöhnlichen Gewändern dem Begräbniß beiwohnen, denn Sigismund wollte seinen empörungslustigen Schweden, wie er sie nannte, zeigen, daß er und kein Anderer es sei, der im Lande herrsche und zu befehlen habe.

Die Ursache, weshalb Gustav Wasa's Enkel, der sonst ziemlich kleinmüthige Sigismund, jetzt so überaus stolz und eigenwillig war, lag eigentlich darin, daß Herzog Carl immer noch seinen Hof in Nyköping, der vornehmsten

Stadt seines Herzogthums Südermannland, hielt, und der König folglich seine Einmischung nicht zu fürchten hatte.

Da es dem Herzog nämlich nicht gelungen war, Sigismunds Landung in Schweden zu verhindern, wie er doch gern gethan hätte, und da er obendrein mit ansehen mußte, wie unmittelbar darauf, dem ausdrücklichen Befehl des Königs zufolge, die Thüren der Gefängnisse geöffnet und alle jene Herren in Freiheit gesetzt wurden, welche der Herzog als aufrührerischer Complotte verdächtig hatte gefangen setzen lassen; so ergrimmte er darüber höchlich, schlug mit seinem silbernen Hammer auf den Tisch und schwur die Hauptstadt zu verlassen und nicht eher dahin zurückzukehren, als bis ein anderer Stand der Dinge platzgegriffen habe.

Sigismund, der nun nicht mehr von der persönlichen Nähe seines mürrischen Oheims gepeinigt ward, und ihn nicht mehr bei Allem, was er that, zu fürchten hatte, war ganz entzückt darüber, daß er, wie er sich selbst und Andern einzureden wünschte, auf eigene Faust handeln könnte, obschon dies durchaus nicht der Fall war, denn die eigentliche Gewalt ging von Malaspina aus, der den jungen Monarchen vollständig am Gängelband führte.

Die in Stockholm liegenden Truppen waren eben so wie alle anderen im Reiche dagegen gänzlich in den Händen des Herzogs und diesem mit Leib und Seele ergeben.

Es war an dem vorhin erwähnten so überaus stürmischen Novemberabend gegen halb sieben Uhr, die Finsterniß in den damals fast gänzlich unbeleuchteten Straßen von Stockholm war in Folge des dichtbewölkten nachtschwarzen Himmels größer als je. Der Wind heulte durch die engen

Gassen. Eine Menge an langen Stangen ausgehangene Schilder von Eisenblech baumelten hin und her und knarrten und kreischten im schauerlichen Chor mit der unzähligen Menge wunderlich gestalteter Windfahnen, die damals auf Thürmen und Schornsteinen angebracht zu sein pflegten.

Das Wasser rauschte und sprudelte aus den Dachrinnen und unter den Tritten des Fußgängers vernahm man jenes ungemüthliche Plätschern, welches bei Gassenschmutz und Schneejauche sich hören zu lassen pflegt.

Die Wache vor Malaspina's Wohnung, welche, wie früher erwähnt worden, gewöhnlich aus zwanzig Mann polnischen Heiducken bestand, war heute bis auf wenigstens fünfzig Mann verstärkt worden, was natürlich alle Vorübergehenden nicht wenig stutzig gemacht hatte. Jetzt kamen noch nicht weniger als einhundert und fünfzig Mann von der königlichen Leibwache vom Schlosse her marschirt und nahmen mit jenen erstern fünfzig geeignete Stellung.

Als der Leichenzug sich von Malaspina's Thür in Bewegung setzte, waren schon eine Menge Zuschauer beisammen, deren Zahl sich unterwegs fortwährend vermehrte.

Zuerst kam eine Abtheilung von zwanzig Heiducken, zwei Mann hoch marschirend, dann kamen die vierzig Jesuiten, ebenfalls zwei und zwei und alle mit kleinen weißen Kreuzen in den Händen.

Zu beiden Seiten schritten Fackelträger einher, deren Fackeln aber bei dem heftigen Sturme größtentheils verlöschten, besonders als man auf die freieren Plätze herauskam.

Hinter den Jesuiten folgte Malaspina selbst und nach

ihm der Sarg, der von zwölf schwarzgekleideten Kirchendienern getragen ward, und zuletzt ungefähr siebzig Mann Heiducken. Eine Menge Chorknaben gingen rings um den Sarg her, schwangen Rauchfässer und stimmten in den Gesang der Jesuiten ein.

Zu beiden Seiten des Zuges marschirten zum Schutz gegen die immer mehr anwachsende drängende Volksmasse die übrigen stark bewaffneten Heiducken.

Immer noch aber hielt das Volk sich ziemlich ruhig, in der bestimmten Erwartung, daß der Zug sich nach St. Clara bewegen würde.

Wie groß war daher das Erstaunen Aller, als er plötzlich an einer Straßenecke umlenkte und die Richtung nach dem Ritterholm nahm.

Das Flüstern, womit man sich bis jetzt begnügt, ging nun in ein erst dumpfes, dann lautes Murren über.

Der Commandant der Hauptwache erschien in Begleitung von vier Mann und wollte das weitere Fortschreiten des Zuges verbieten. Zugleich zeigten sich eine Menge evangelische Priester, welche mit allem möglichen Eifer gegen das Begräbniß des Ermordeten in der Ritterholmskirche protestirten und meinten, daß diese vornehme Ruhestätte durch eine so geringe Person wie dieser Todte nothwendig entheiligt werde.

Lange ward auf lateinisch hin und her gestritten, bis die protestantischen Priester sich endlich doch zurückziehen mußten, weil die Jesuiten die vom König eigenhändig ertheilte schriftliche Erlaubniß zur Beisetzung des Pater Adam in der Ritterholmskirche vorzeigten. Die Verkünder

der neuen Lehre mußten, wie gesagt, weichen, aber thaten dies natürlich nur mit Wuth im Herzen.

Das Volk verhielt sich natürlich bei weitem nicht so ruhig wie die evangelischen Priester. Im Gegentheil ließ sich aus allen Anzeichen schließen, daß ein Sturm im Anzuge war, ein Sturm der Gemüther, weit gefährlicher als der der Elemente, denn ersterer hat nur materielle Unfälle zur Folge, während letzterer oft ein moralisches Unheil nach sich zieht, welches sich nicht überschauen läßt.

Endlich hatte der Leichenzug den Haupteingang der alten ehrwürdigen Kirche erreicht, wo die zweihundert Mann polnische Heiducken ein Spalier bildeten und mit ihren scharfgeladenen Musketen die Andrängenden wenigstens zu schrecken und in gehöriger Entfernung zu halten suchten.

Dies gelang ihnen auch sehr gut, denn der Selbsterhaltungsinstinkt bewog einen Jeden, einem Tod auszuweichen, welcher augenblicklich erfolgte und gegen den man weder Zeit noch Mittel hatte, sich zu wehren.

Kaum war die Procession in die Kirche hinein, so folgten die Heiducken mit stolzem Lächeln über ihre Mannhaftigkeit nach. Dann wurden die Kirchenthüren sorgfältig von innen verschlossen und sicher, nun ganz ungestört zn sein, bereitete man sich zur heiligen Begräbnißhandlung.

Das Signal zum offenem Kampfe war aber einmal gegeben und es dauerte nicht lange, so brach die Wuth los. Mit Stangen und Allem, was man in der Eile auftreiben konnte, begann man fürchterlich an die Kirchenthüren zu donnern, welche lange widerstanden, bis sie endlich, so vielen vereinten Kräften nachgebend, aufsprangen.

Mit jenem furchtbaren Geschrei, welches die Schweden, wenn sie rebelliren, so gut zu erheben verstehen, stürzte das Volk in die Kirche, wo die Fackelträger mit ihren jetzt hellbrennenden Fackeln um den Sarg herumstanden und der auf der Kanzel stehende Jesuit mit südländisch heftiger Gesticulation seine lateinische Leichenrede hielt.

Dieselbe dauerte jedoch nicht lange, denn einige dreiste Gesellen stürzten die Kanzeltreppe hinauf und rissen den armen Prediger herunter, wogegen sie buchstäblich einen evangelischen Geistlichen hinaufschleppten, den sie durch Drohungen und die gröbsten Mißhandlungen zwangen, zu predigen.

Aber worüber?

Dies wußte der arme Geistliche anfangs selbst nicht. Nach einer Weile besann er sich jedoch und begann dann mit Nachdruck Einigkeit, Frieden und Duldung zu predigen, obschon in der den Ausländern völlig unverständlichen schwedischen Sprache.

Zuletzt fing er jedoch, um sich den Jesuiten verständlich zu machen, auch lateinisch an, und ermahnte diese, sich lieber der reformirten Lehre zuzuwenden, anstatt bei der alten zu beharren.

Sonderbarerweise hörten sämmtliche Jesuiten ihn still und geduldig an, bis er fertig war.

Dann aber trat Malaspina vor, stellte sich mit majestätischer Haltung und Geberde der Kanzel gegenüber und sagte in klangvollem, fließendem Latein:

»Nicht umsonst spricht die heilige Schrift von Otterngezücht in Menschengestalt, denn solches gibt es leider

überall, wohin man sich auch wenden möge. Zu diesem gehört aber ein Jeder, welcher vom reinen und wahren Glauben abfällt. Deshalb sage ich Dir, der Du Dir den Namen eines Dieners Gottes anmaßest und der Dolmetscher seines heiligen Wortes sein willst, hebe Dich sofort hinweg von dieser Stätte und laß uns in Ruhe und Stille unsern verstorbenen Bruder und Glaubensgenossen begraben, dafern Du nicht mit allen Uebrigen, die sich hier eingedrängt haben, von unsern Beschützern mit Gewalt hinausgetrieben sein willst. Der König, euer eigener König, hat befohlen, daß der Todte hier und nirgends anders begraben werde. Deshalb ermahne ich euch im Namen Seiner Majestät, des Königs Sigismund, noch einmal, aber zum letzten Mal, zur Ruhe und Ordnung, zum Gehorsam und —«

Weiter kam er nicht in seiner Rede.

Die Volksmasse, welche glaubte, daß das Werkzeug des Antichrists, wie sie Malaspina nannte, schon allzu lange gesprochen habe und überdies von der Sprache, die er redete, kein Wort verstand, machte Miene, ihm und seinen Genossen auf handgreifliche Weise zu verstehen zu geben, was zu ihrem Frieden diente, nämlich schleunigster Rückzug.

Als der evangelische Geistliche auf der Kanzel sah, daß es mit den Feindseligkeiten Ernst zu werden drohte, rief er: »Pax! pax! pax!« und wollte von seinem erhabenen Standpunkt hinabeilen.

Dies aber ging nicht so leicht, denn die rohen Gesellen, welche ihn auf die Kanzel hinaufgeschleppt, hatten die Thür derselben hinter ihm zugeschlagen, so daß er sich eingesperrt sah.

Inzwischen warf sich das Volk auf Malaspina und seine vierzig Begleiter, so daß er sich gezwungen sah, von dem Beistand der Heiducken Gebrauch zu machen.

Weit entfernt nun, daß das Volk, erschrocken über den aus so vielen Musketenmündungen drohenden Tod, oder die Gefahr, auf Lebenszeit zum Krüppel geschossen zu werden, sich Zeit genommen hätte, die Kirche langsam und ruhig zu verlassen, stürzten Alle mit einander in einem einzigen großen Klumpen hinaus, denn Alle meinten, ihr letztes Stündlein habe geschlagen.

Dabei wurden eine große Anzahl Personen über den Haufen gerannt und von den andern, die rücksichtlos über die Gefallenen hinwegdrängten, mit Füßen getreten.

Mehrere verloren dabei das Leben und noch weit größer war die Zahl derer, die in größerem oder geringerem Grade beschädigt wurden.

Bei dem Jammergeheul und den Verwünschungen, welche hierbei aus hunderten von Kehlen erschollen, konnte es nicht fehlen, daß der Schrecken sich auch uuter denen verbreitete, welche sich noch außerhalb der Kirche befanden und schon ohnehin wie rasend waren, daß sie sich nicht mit hineindrängen gekonnt. Man wollte wissen, was eigentlich geschehen sei, und man bedachte nicht, daß man durch noch größeres Gedränge das Unglück und die Verwirrung nur noch höher steigerte.

Endlich kam Hilfe. Einige Augenzeugen dieses schrecklichen Wirrwarrs besaßen noch Verstand und Geistesgegenwart genug, um die Behörde der Stadt in Kenntniß zu setzen.

Der Bürgermeister kam sofort in Begleitung einiger

der angesehensten Bürger herbei und brachte einige Stadtdiener, so wie eine Compagnie Stadtsoldaten mit.

Alle diese begannen zur Wiederherstellung der Ordnung zusammenzuwirken.

Die Soldaten wehrten mit ihren Hellebarden und Morgensternen die immer noch eindrängenden Neugierigen ab, während man zugleich bemüht war, die Todten und Verwundeten aufzuheben und auf herbeigeschafften Tragbahren nach Hause oder in die öffentlichen Spitäler zu transportiren.

Auf diese Weise dauerte es nicht lange, so befand sich auf dem Platze vor der Kirche Niemand weiter mehr als der Bürgermeister mit seinen Begleitern und die hundert, jetzt vor der Kirchenthür postirten polnischen Heiducken.

Nichtsdestoweniger aber sah es hier ganz unheimlich aus und man leuchtete mit den mitgebrachten Laternen umher. Trotz des tiefen Schmutzes sah man viel Blut und in den fußhohen Koth hineingetreten lagen eine unzählige Menge Bekleidungsgegenstände, theils ganz, theils in Fetzen von den Körpern heruntergerissen, so wie eine Masse andere Dinge, wie: Halstücher, Barette, Kragen, Federbüsche, Handschuhe, Frauenhauben und Kapuzen, Gürtel, Umhängtaschen, Manschetten und andere Kleinigkeiten, ohne Spangen und Ohrgehänge und andere dergleichen Schmucksachen und Zierathen von größerm oder geringerm Werthe zu rechnen, welche zum größern Theile von den hunderten von Füßen zertreten worden.

Inzwischen hatte im Innern der Kirche, nachdem diese wieder verriegelt worden, das Leichenbegängniß in aller Ungestörtheit stattgefunden. Da jedoch in den unter

der Kirche befindlichen Grüften noch keine anderen Leichen als königliche, fürstliche und hochadelige beigesetzt und der Zutritt zu diesen Grüften den Katholiken noch nicht bewilligt war, so mußte der Sarg nach wohlverrichteter Ceremonie mitten im Kirchengange stehen bleiben, bis man vom König eine schließliche Entscheidung in Bezug auf die Ruhestätte selbst erlangt haben würde.

Gern ließen die Jesuiten die sterbliche Hülle ihres Bruders allerdings nicht so stehen; da sich die Sache aber für den Augenblick nicht anders ausgleichen ließ, so blieben vier Jesuiten zurück, um bei der Leiche zu wachen, während alle übrigen die Kirche verließen.

Von dieser aus aber bis zur Wohnung Malaspina's zu gelangen, war keine kleine Aufgabe. Alles, was Mann oder Knabe hieß, nämlich von der niedern Volksclasse, war nach Hause, oder, wenn dies zu weit war, zu einem Bekannten geeilt, um eine Waffe oder sonst ein Angriffswerkzeug zu holen und damit über die Jesuiten bei ihrer Rückkunft aus der Kirche herzufallen, besonders aber auch über die zu ihrem Schutze commandirten polnischen Soldaten.

Alles dies geschah in der tiefsten Dunkelheit, denn Niemanden fiel es ein, sich mit einer Laterne zu versehen, welche blos lästig und bei Handhabung der Waffen hinderlich gewesen wäre.

Daß viel Blut fließen würde, daran zweifelte Niemand, welcher sah, wie die wilde Rotte dahinstürmte, um Alles niederzumetzeln, was ihr in den Weg käme.

Die Jesuiten hatten, von ihren polnischen Soldaten escortirt und von ihren Fackelträgern umgeben, auch kaum die Kirche im Rücken und waren auf dem Markte ange-

langt, als sie sich von einem wahnsinnigen, mit jedem Augenblicke anwachsenden Pöbelhaufen umringt sahen, welcher theils den Fackelträgern die Fackeln aus den Händen riß und sie zur eiligen Flucht nöthigte, theils sich mitten in die Soldatenreihen hineinstürzte, fest entschlossen, zu den verhaßten Jesuiten zu gelangen und dieselben in Stücke zu reißen.

»Gebt Feuer!« rief Malaspina auf polnisch; »sein Leben gegen Mörderangriffe zu vertheidigen, ist erlaubt, und ich übernehme die Verantwortung vor eurem und des Landes König.«

Den polnischen Heiducken blieb aber auch gar nichts übrig, als aus ihren scharfgeladenen Musketen einige Kugeln in den wahnsinnigen Haufen hineinzufeuern, worauf sich ein entsetzliches Jammer- und Wuthgeschrei erhob.

Als man bei dem rothen Scheine der Fackeln Menschen fallen und Blut fließen sah, war es, als ob Oel in eine schon wüthende Feuerflamme gegossen würde. Man stürzte wild vorwärts, man schonte weder Freund noch Feind, Alles mußte weichen, damit das blutige Ziel erreicht würde. Mancher arme Pole, der nicht Zeit hatte, seine Muskete wieder zu laden, fühlte sich plötzlich von einem scharfen Messer durchbohrt oder von hinten auf eine Heugabel gespießt.

Mittlerweile war der erschrockene Bürgermeister mit seinen Begleitern nach der Hauptwache geeilt, um den nöthigen Beistand zum Zerstreuen der Masse zu requiriren.

Ein zahlreicher Trupp rückte, von mehreren Officieren geführt, auf den Platz, und ward von einem Steinhagel begrüßt, der aber glücklicher Weise von den Pickelhauben,

Brustharnischen und Schilden, wie man sich deren noch damals zum Schutze gegen Hieb und Schuß bediente, abprallte.

Der Zweck des Aufmarschirens der schwedischen Soldaten ward jedoch keineswegs so schnell erreicht, als man beabsichtigt und gehofft hatte, denn der Kampf nahm unvermuthet eine ganz andere Wendung.

Kaum war nämlich der erste Steinhagel vorüber, so erhielten mehrere Soldaten, ein jeder für sich, Gelegenheit, einige Worte mit dem Nächststehenden unter dem aufgeregten Volke zu wechseln.

Daß diese wenigen Worte eine Art Zauberformel enthalten haben mußten, bemerkte man sofort, denn alle Hände, welche abermals Steine aufgehoben, um die Soldaten damit zu werfen, ließen die aus dem tiefen Gassenkoth aufgerafften Wurfgeschosse wieder fallen und verhielten sich ganz ruhig.

»Ihr dürft,« so lautete der lähmende Zauberspruch, »nicht glauben, gute Freunde, daß wir gegen Landsleute und Brüder zu kämpfen beabsichtigen. Laßt uns in Ruhe und wir werden bald sowohl mit den feigen Heiducken, als als auch mit den Schwarzkitteln fertig werden.«

Und wirklich sah es ganz darnach aus, als ob dieses im Stillen ausgesprochene Todesurtheil über die Polen vollstreckt werden sollte, als ein langer, schlanker Krieger mit silbernem Brustharnisch, weißem, wallendem Federbusche und geschlossenem Visire sich mit raschen Schritten an der Spitze eines weit zahlreicher Trupps, als der zuletzt angelangte war, dem Tummelplatze näherte und sich theils mit Güte, theils mit Gewalt durch die murrende Volksmasse den Weg

bahnte. Seine Feldbinde und die lange, von der linken Schulter herabflatternde Bandschleife trug die polnischen Farben, obschon Alles von dem immer noch andauernden Regen und Schneefall durchnäßt war.

»Im Namen Seiner Majestät des Königs Sigismund,« rief er mit Stentorstimme, »befehle ich einem jeden der hier Versammelten, welche nicht zum Kriegerstande gehören, sich sofort ruhig und friedlich hinwegzubegeben, dafern er nicht wegen Aufruhr und Landfriedensbruch zur Verantwortung gezogen werden will.«

Während er so sprach, hatte er seinen Trupp dicht neben den polnischen Heiducken aufgestellt, unverkennbar in der Absicht dieselben zu schützen, oder im Fall die Feindseligkeiten noch länger dauerten, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen.

»König Sigismund!« hörte man nun von mehreren Seiten rufen. »Wir wollen von keinem König Sigismund etwas wissen! Er ist ein Handlanger des Antichrist — ein Apostel der Finsterniß, ein Werkzeug der Jesuiten und des Teufels! Nieder mit ihm und allen seinen Anhängern!«

Zitternd wie Espenlaub hörten die Jesuiten dies mit an, während der vorhin erwähnte Ritter ruhig mit der Hand am Schwert und so still dastand, als ob er in eine Bildsäule verwandelt wäre.

Er schien blos abzuwarten, bis der wild durcheinanderschreiende Pöbel wieder einmal Athem schöpfen würde und er sich dann nochmals Gehör verschaffen könnte.

Ein solches augenblickliches Schweigen trat auch nach kurzer Zeit ein, und der stattliche Ritter begann wieder von Sigismund, dem rechtmäßigen König des Landes, zu spre-

chen, als er plötzlich von einem andern Ritter unterbrochen ward, welcher ebenso wie er mit geschlossenem Visir hervortrat, dagegen aber auch Achselschleife und Feldbinde der schwedischen Farben trug.

Er trat aus dem zuerst angelangten Söldnertrupp hervor, bahnte sich mit großer Anstrengung den Weg zu dem Ritter mit den polnischen Farben und rief vor Wuth schäumend:

»Wir wollen nichts von König Sigismund wissen, sondern nur von Herzog Carl von Südermannland, der ein rechtschaffener Mann und aufrichtiger Lutheraner ist. Deshalb ziehe ab von hier, Du verkappter Katholik.«

»Ich bin kein Katholik,« entgegnete der Angeredete und die Stimmen Beider klangen seltsam dumpf durch die geschlossenen Helmgitter, »ich bin Protestant, aber nichtsdestoweniger sowohl aus Pflichtgefühl als aus Ueberzeugung ein Anhänger und treuer Unterthan des Königs. Wie dem aber auch sein mag, so ist jeder, der hier vor allem Volke den ältesten Sohn und rechtmäßigen Thronerben des hochseligen Königs Johann zu verläugnen wagt, und zu verstehen gibt, daß man lieber dem Oheim die Krone auf's Haupt setzen möchte, ein Reichsverräther, und soll Bekanntschaft mit meinem guten Schwert machen, welches schon mehr als einen Parteigänger und Aufruhrstifter gezüchtigt hat.«

»Reichsverräther!« schrie der Andere; »Parteigänger und Aufruhrstifter! Sag' diese drei Worte noch einmal, Du polnischer Schurke, der mit Unrecht die Rüstung eines schwedischen Ritters trägt. Ich trotze deiner Klinge und werde Dir zeigen, daß die meinige ebenso scharf ist.«

Und in einem und demselben Augenblicke, wie von einer

und derselben Hand gezogen, flogen die beiden Schwerter aus den Scheiden, blitzten bei dem rothen Fackelschein in der Luft und kreuzten sich mehrmals mit jenem unheimlichen Geklirr, welches ein Jeder kennt, der einem solchen Kampf, wäre derselbe auch nur zum Scheine erfolgt, beigewohnt hat.

Hier war es jedoch unverkennbar, daß der Kampf kein Scheinkampf war, sondern ein so ernster, wie man nur jemals einen gesehen.

In demselben Augenblicke hörten alle andern Feindseligkeiten auf und man schien gleichsam beschlossen zu haben, die beiden Officiere den Kampf zwischen den beiden Parteien ausmachen zu lassen.

Die beiden Kämpfer waren gleich gute Fechter. Sie parirten geschickt einer des andern Hiebe und lange war es unentschieden, wer da siegen oder fallen würde.

Diese beiden mit einander kämpfenden Ritter waren jedoch keineswegs die einzigen Officiere auf dem Platze. Es waren im Gegentheil noch mehrere da, welchen es wahrscheinlich leicht gewesen wäre, dem Zwist vorzubeugen, wenn sie gleich anfangs dazwischengetreten wären und den Beiden vorgestellt hätten, wie thöricht und tadelnswerth es sei, daß ein Schwede das Schwert gegen einen andern ziehe.

Es schlug sich jedoch Niemand ins Mittel und Officiere sowohl als gemeine Söldner standen ebenso wie der übrige Volkshaufen still und unthätig da und erwarteten stumm und mit steigender Spannung den Ausgang des Zweikampfes.

Es standen mehrere tausend Menschen auf dem Markte zusammengedrängt, und dennoch war jetzt die Ruhe und

Stille ebenso groß, als kurz vorher der Lärm und das Getöse gewesen. Man hörte das Plätschern des aus den Dachrinnen herabströmenden Regenwassers, das Heulen des Windes und das Knarren und Kreischen der Aushängeschilder und Windfahnen.

Am allergierigsten lauschte jedoch das Ohr aller Umstehenden auf das fortdauernde Klirren der gekreuzten Klingen, und obschon nur ein kleiner Theil der dicht zusammengepreßten Menschen die beiden tapfern Kämpfer sehen konnte, so hofften doch die übrigen durch das Flüstern, welches wie ein Lauffeuer durch den Haufen ging, schnell unterrichtet zu werden, welcher von beiden den andern besiegt hätte.

Plötzlich hörte man eine männliche Stimme aus der Ferne rufen:

»Halt! halt!«

Es klang, als ob der Rufende keuchte und nach Luft schnappte, ehe er abermals zu rufen vermochte:

»Halt! In's Himmels Namen halt!«

Es war ein alter Ritter ohne Visir.

Man trat instinktartig auf die Seite und machte ihm bereitwillig Platz.

Manche erkannten ihn. Es war der alte Herr Arvid Stalkrona.

Es dauerte nicht lange, so stand er in dem von Fackelschein beleuchteten kleinen Kreis, den man den beiden Kämpfenden freigelassen, und rief abermals sein: »Halt! halt!« als gerade in diesem Augenblick der Kampf aufhörte, weil die beiden Gegner gleichzeitig niedersanken. Sie hatten sich wechselseitig verwundet.

»Mein Sohn! mein Carl!« rief der Alte, sank dann neben dem einen der gefallenen Kämpfer nieder und löste ihm das Helmgitter, so daß das jugendliche todtenbleiche Antlitz sichtbar ward. Mit seiner eigenen Feldbinde, die er sich schnell vom Leibe riß, suchte er das Blut zu stillen, welches aus dem Arm des Verwundeten strömte.

»Fluch über ihn, der meinen hoffnungsvollen Sohn getödtet!« rief er, in seinem Schmerz und Rachedurst vergessend, daß sein Sohn an dem stattgehabten Kampfe gleich großen Antheil gehabt.

Da rührte sich der andere Verwundete und schien sich auf den Ellbogen aufrichten zu wollen. Die Anstrengung gelang und nachdem er einen Blick auf den anscheinend leblosen jungen Mann und den verzweifelnden Alten geworfen, rief er mit matter, erlöschender Stimme:

»Mein Vater! Mein Bruder!«

Dann sank er wieder zurück zur Erde nieder und schien seinen letzten Seufzer aushauchen zu wollen.

Man beeilte sich, ihm das Helmgitter zu lösen, und es dauerte nicht lange, so ging ein Ruf des Entsetzens durch die Menge und man flüsterte:

»Gustav Stalkrona! — Carl Stalkrona! — Die beiden Söhne des alten Herrn Arvid — zwei Brüder haben sich gegenseitig um's Leben gebracht!«

Siebentes Capitel.

Die beiden Annen.

Zeitlich am Morgen, ja so zeitlich, daß es unsere dem Frühaufstehen nicht sonderlich holde Zeit mit Verwunde-

rung hören wird, nämlich um a ch t U h r, sah Sigismunds Gemalin, Anna von Oesterreich, welche schon fertig angekleidet war, ihre Schwägerin, die Prinzessin Anna von Schweden, ebenfalls in voller Tagestoilette in ihr Zimmer treten.

Man hatte bekanntlich zu jener, nun schon längst entschwundenen Zeit keineswegs dieselbe Eintheilung der vierundzwanzig Stunden des Tages wie jetzt. Schon um vier Uhr Morgens — ja noch eher und zwar selbst während der kältesten und finstersten Jahreszeiten — begann das Leben sich zu neuer Thätigkeit zu entwickeln und um sieben Uhr waren die Geschäfte des Tages in vollem Gange, gerade wie bei uns um eilf Uhr Vormittags.

Dagegen schloß der Tag eben so unglaublich zeitlich. Um sieben Uhr genoß die ärmere Volksclasse ihr Abendbrod und legte sich um acht Uhr schlafen. Wenn nun auch die Vornehmen eine Stunde später speisten und sich zur Ruhe begaben, so war doch, wenn es zehn Uhr schlug, auf den Gassen Alles leer und Alle hatten sich der Ruhe überlassen, dafern nicht etwas Ungewöhnliches auf dem Tapete war, etwa wie das, was wir in dem vorigen Capitel erzählt haben.

Anna von Oesterreich, die Tochter des Erzherzogs Carl, Sohnes des damals regierenden Kaisers, war eine ausgezeichnet schöne Dame. Auch jung war sie, nämlich noch nicht ganz neunzehn Jahre alt. Sie hatte große, schön geformte Augen, welche eine dunkle, aber dabei unentschiedene Farbe hatten. Man konnte allerdings nicht von ihnen sagen, daß sie von Geist und Scharfsinn funkelten, desto mehr aber strahlten sie von Herzensgüte.

Ihr Haar war eigentlich weder dunkel noch hell und ihre Gesichtsfarbe stets bleich, so daß Niemand von der Schönheit der Königin auf den ersten Anblick geblendet werden konnte, dagegen aber ward man davon gefesselt und bezaubert, je länger man sie betrachtete.

Keiner, welcher Gelegenheit gehabt, die Gemalin des Königs Sigismund auch nur fünf Minuten zu betrachten, vermochte sie jemals wieder zu vergessen.

Der kleine, feingeformte Mund, dieser Mund, der allerdings äußerst selten lachte, dagegen aber stets lächelte, that dies mit gutem, wohlwollendem, wenn auch zugleich etwas wehmüthigem, melancholischem Ausdruck, aber gerade dies war der Hauptreiz dieses gewinnenden Antlitzes.

Dennoch aber wunderte man sich sehr über dieses Lächeln der Königin Anna und man sprach allgemein davon, denn es war höchst ungewöhnlich.

Wohl gewann es alle Herzen für sich, aber dennoch machte es einen mehr schmerzlichen als erheiternden Eindruck.

Es glich fast den Strahlen des Mondes auf einem Grabe, es verrieth deutlich, gleich auf den ersten Blick, daß sie, die so lächelte, nicht selbst glücklich war, dagegen aber, so weit es in ihrem Vermögen stand, das Glück Anderer zu bereiten wünschte.

Wenn man dieses kleine, schöne Antlitz mit den feinen, zarten, noch kindlich jugendlichen Zügen, die gleichwohl das Gepräge bitterer Erfahrungen trugen, und diese im Glanz der Unschuld leuchtende, gleichwohl aber oft von den Wolken des Kummers beschattete Stirn sah, glaubte man darin

deutlich die Worte zu lesen: »Ich erwartete allerdings etwas mehr vom Leben. Es hat nicht gehalten, was es versprach. Bald, ach nur zu bald, zeigte es ganz offen, wie es mich betrogen, doch ich verzeihe ihm; es konnte nicht anders.«

So war Anna, die Gemalin des Königs Sigismund, die Königin Polens und während so kurzer Zeit die Schwedens, daß sie nicht einmal in die lange Reihe der schwedischen Königinnen aufgenommen worden ist. So war sie, dieses stille, fromme, liebenswürdige Wesen, welches weit entfernt war, sich in dieser Welt glücklich zu fühlen, aber auch bald in eine bessere versetzt ward.

Sie saß in dem damaligen königlichen Schloß von Stockholm, die drei Kronen genannt, welches später total niederbrannte, in einem prachtvollen Gemach, wo jeder Gegenstand das Gepräge des Reichthums, des Luxus und der Vornehmheit trug.

Gleichwohl war dieses Zimmer mit der jungen schönen Königin in seiner Mitte mit einem kostbaren zierlichen Käfig zu vergleichen, welcher einen armen gefangenen Vogel einschließt.

Anna, die liebenswürdige Oesterreicherin, war allein oder so gut wie allein. Sie saß im Hintergrund des Zimmers in einem vergoldeten und mit Sammet überzogenen Lederfessel, mit einem weichen Purpurkissen unter den mit Seidenschuhen bekleideten, bewunderungswürdig geformten kleinen Füßen.

So gut wie allein, sagten wir, denn es war allerdings noch eine junge Dame, eine aufwartende »Hofdirne«, zugegen, diese aber hielt sich steif und gerade stehend in der Nähe der Thür, ohne daß die in tiefe Träume versenkte

Königin ein Wort mit ihr gesprochen oder ihr auch nur die mindeste Beachtung geschenkt hätte.

Plötzlich trat, wie wir bereits zum Anfange dieses Capitels erwähnt, die Prinzessin Anna von Schweden, oder wie sie gewöhnlich genannt ward, Fräulein Anna ein.

Die Töchter der Edelleute wurden damals Jungfrau und nur die Prinzessinnen Fräulein genannt.

Gleich beim ersten Anblick ihrer Schwägerin kehrte die Königin sofort aus der bunten Welt ihrer Träume in die der Wirklichkeit zurück. Sie nickte der Schwester ihres Gemals einen freundlichen guten Morgen zu und bedeutete der dienstthuenden Hofdirne durch einen Wink, daß sie das Zimmer verlassen solle.

Die Prinzessin Anna bildete zu der Königin desselben Namens einen vollkommenen Gegensatz. Sie war groß und stark, die Königin dagegen ein kleines, feingeformtes ätherisches Wesen, symmetrisch in allen ihren Formen, aber dennoch der Gestalt nach mehr Sylphide als Weib.

Die Prinzessin war jedoch ebenfalls sehr gut gewachsen, mit breiten Schultern, hoher Brust und langem, schlankem Körper. Ihre Länge war der Art, daß Anna von Oesterreich neben ihr aussah wie eine Puppe, welche die Prinzessin ganz bequem auf den Arm nehmen konnte.

Sigismunds Schwester hatte für schön gegolten, bis sie die liebenswürdige Schwägerin bekam, in deren Nähe sie bei dem Vergleich nothwendig verlieren mußte.

Inzwischen ließ sich doch nicht läugnen, daß Anna von Schweden, besonders während ihrer ersten Jugend, eine sehr anziehende Dame war, und Niemand verdachte es ihrem

Jugendfreund Gustav Brahe, daß er in ihr die Liebenswürdigste der Liebenswürdigen sah.

Und Johannes des Dritten Tochter konnte wirklich liebenswürdig, ja geradezu bezaubernd sein, wenn sie nur wollte, denn sie war Meisterin in der Kunst der Koketterie.

Sie hatte viel von ihrer polnischen Mutter Katharina Jagellonica, besonders in Bezug auf die Farbe und Lebhaftigkeit der Augen, so wie auf Gestalt, Gang und Haltung.

Dennoch aber konnte Niemand sich entsinnen, bei der strengen, ernsten Katharine ein so blendendes, verführerisches Augenspiel gesehen zu haben, wie zuweilen bei der Tochter.

Uebrigens hatte Anna viel Aehnlichkeit mit den frühern Prinzessinnen des Hauses Wasa, und ihr Benehmen erinnerte ganz besonders an das, was man von der verführerischen, später so unglücklichen Cäcilie, der Lieblingstochter Gustavs des Ersten, erzählen gehört.

Anna's Haar hatte jedoch nicht die an Cäciliens Haar so vielgepriesene gelbe, wie Gold schimmernde Farbe. Annas Haar konnte eher roth genannt werden, dabei aber war es nicht hellroth, sondern sah in gewissen Beleuchtungen fast dunkelbraun aus. Dabei war es ungewöhnlich lang und stark.

Die Prinzessin trug ein Schleppkleid von weißem Sammet mit einer zweifingerbreiten Kante von der feinsten Silberstickerei. Darüber trug sie ein kürzeres offenes Kleid oder eine Tunica von sehr schwerem himmelblauen Seidenstoff mit kurzen geschlitzten Aermeln.

»Guten Morgen,« sagte die zweiundzwanzigjährige

Prinzessin in heiterem Tone, als sie in das Zimmer der drei Jahre jüngeren Königin trat. »Wie befindet Eure Majestät sich heute?«

»Ziemlich gut,« antwortete die Gefragte, indem sie ihr schönes Haupt neigte und mit unnachahmlicher Anmuth ihrer Schwägerin die Hand reichte. »Ich würde mich jedoch noch weit wohler fühlen, wenn ich von der Schwester meines Gemals ohne das lästige Wort Majestät angeredet würde.«

Die Prinzessin sah sich um, und als sie bemerkte, daß die Hofdirne das Zimmer bereits verlassen, sagte sie in heiterem Tone:

»Es mag geschehen, da wir allein sind. Wie hast Du die vergangene Nacht geschlafen?«

»Wenig, beinahe gar nicht, gute Anna.«

»Gar nicht? Das ist ja aber entsetzlich! Du mußt mit Meister Gorius, dem Apotheker, sprechen, damit er Dir einige Tropfen oder ein Pulver gibt, welches den Schlaf befördert.«

»Ach, beste Anna, gegen meine Schlaflosigkeit hilft kein äußeres Mittel. Es würde mich blos in eine peinliche Erstarrung versenken, welche mir doch keine heilsame Ruhe bereitete. Ich denke des Nachts ebenso wie am Tage an meine kleine Tochter und dieser Gedanke hält mich wach.«

»Aber so versuche doch dann und wann nicht an sie zu denken,« bat die Prinzessin in beweglichem Ton.

»Ich soll es versuchen? Hm!« sagte die Königin mit ihrem wehmüthigsten Lächeln. »Als ob dieser Versuch gelingen könnte. Zu jeder Andern kann man sagen: Schlage Dir alle beunruhigenden Gedanken aus dem Sinne und

versuche zu schlafen, nur nicht zu einer Mutter, welche ihr erstgeborenes, drei Monate altes Kind in einem fremden Land und in fremden Händen zurücklassen und davon hinweg in ein noch fremderes Land reisen muß. Ach, meine kleine Anna Maria, werde ich Dich wohl jemals wiedersehen?«

Und die arme junge Königin brach in heftiges Weinen aus.

Die Prinzessin that alles Mögliche, um sie zu beruhigen.

»Um Gottes willen,« sagte sie, »bekümmere Dich nicht so! Du weißt ja, daß Du bald zum zweiten Male Mutter werden sollst und durch diese übermäßige Trauer schadest Du dem noch ungeborenen Wesen.«

»Und um das Kind zu schonen, welches ich noch nicht gesehen und für welches ich folglich auch keine Liebe hegen kann, soll ich mein Muttergefühl für das Kind ersticken, welches ich schon besitze?« rief die Königin in fast gereiztem Tone.

»Nicht so, beste Anna,« antwortete die Prinzessin mit einem bei ihr ungewöhnlichen Ernst in Ton und Blick. »Das kann ich weder verlangen, noch will ich es. Man wünscht blos, daß Du deinen Kummer und deine Sehnsucht nach deiner kleinen Tochter mäßigst und sie vertrauensvoll den Händen der Vorsehung überlässest. Mein königlicher Bruder wünscht sich ja so sehnlich einen Sohn — er braucht einen männlichen Thronerben. Denke, welche Freude, wenn Du ihm einen Prinzen schenktest! Sei daher nun frohen Muthes, dann geht Alles gut.«

»Nein, Schwägerin, es geht nicht gut. In diesem

Lande, unter diesen starrköpfigen Menschen geht nichts gut. Auch Du selbst glaubst und hoffst es nicht, obschon Du so sagst.«

»O, ganz gewiß glaube und hoffe ich es. Du liebst also wohl das schwedische Volk nicht?«

»Ich liebe alle Menschen, die Schweden aber fürchte ich.«

»Du fürchtest sie! Und dennoch sind die Schweden, meine Landsleute, ein so edles, hochherziges, tapferes und kluges, freilich aber auch stolzes Volk, denn sie kennen und schätzen ihre Freiheit.«

»Mag sein, aber ihre Religion ist eine andere, und deshalb sind sie meinem Gemale abgeneigt.«

»Das sind sie nicht alle, obschon es meinem Onkel, dem alten Bären, gelungen ist, eine Menge Anhänger für sich zu gewinnen, mit deren Hilfe er auf eine vor Gott und den Menschen tadelnswerthe Weise nach der Krone trachtet. Wenn Sigismund dem Volke nur den Willen thäte und die Beschlüsse der Versammlung von Upsala unterschriebe, so würde sich dann keine Stimme weiter gegen ihn erheben.«

»Die Beschlüsse der Versammlung von Upsala fordern aber ja allgemeine Annahme der neuen Glaubenslehre.«

»Nicht die Annahme, denn diese Lehre ist hier schon seit langer Zeit allgemein angenommen, wohl aber fordern jene Beschlüsse, daß der Katholicismus nicht länger im Lande geduldet werde.«

»Und Du verlangst, daß mein Gemal darauf eingehe, er, der sich von der Wiege an zum allein seligmachenden Glauben bekannt hat?«

»Ach, Anna, so einseitig darf man nicht urtheilen. Glaube vielmehr, daß ein jeder Mensch nach seinem Glauben selig werden kann. Man darf nicht blos seiner Religion ergeben sein, sondern man muß auch die Ueberzeugung Anderer achten. In einem Staate aber muß eine und dieselbe Religion für Alle geltend sein, und wenn der von Luther gepredigte Protestantismus einmal —«

»Ich vergaß,« fiel die Königin ihr in's Wort, »daß selbst Du leider zu jenen Verirrten gehörst, welche glauben, man könne die Heiligen, ja selbst die Madonna verläugnen und dennoch hoffen Gottes Reich zu ererben. Wie beklage ich Euch!«

»Thue das nicht, gute Anna!« entgegnete Johanns des Dritten Tochter mit mehr Besonnenheit und Fügsamkeit, als man von ihr, die sonst so lebhaft und heftig, ja oft aufbrausend war, erwartet hätte. »Wir müssen blos Diejenigen beklagen, die gar keinen Glauben haben, die weder nach Gott, noch nach der Kirche, noch nach der uns erwartenden Ewigkeit fragen, nicht aber Diejenigen, welche in stiller Gottesfurcht fest an der Religion halten, welche sie einmal mit ihrem Glauben und ihrer Ueberzeugung umfaßt haben.«

»Zu diesen aber gehörst Du nicht, Anna,« entgegnete die Königin ernst, obschon mild. »Du bist von deiner Kindheit an in dem Schooße der heiligen katholischen Kirche auferzogen worden und in reiferen Jahren dennoch eine Abtrünnige geworden. Dein Bruder grämt sich sehr über deinen Abfall, das weißt Du selbst.«

»Diesen Gram kann er sich ersparen,« meinte Fräulein Anna, indem sie nach ihrer gewöhnlichen Art spöttisch

den Kopf emporwarf; »nicht gerade in reiferen Jahren, wie Du es nennst, bin ich eine Abtrünnige geworden.«

Sie betonte die Worte reiferen und Abtrünnige mit einer gewissen Bitterkeit.

»Es war bei Gelegenheit des Todes meiner Mutter,« fuhr die Prinzessin nach einer kurzen Pause fort. »Ich war damals fünfzehn Jahre alt. Meine Mutter Katharine, aus dem Geschlecht der polnischen Jagellonen, von welchen Du so viel erzählen gehört, gehörte zu den eifrigsten Katholiken. Was war da natürlicher, als daß sie in ihrer Ueberzeugung so fest und in ihrer Glaubensübung so streng, auch ihre beiden Kinder in derselben Lehre erziehen ließ? Sigismund war in dieser Beziehung leicht zu leiten, ich dagegen neigte mich mehr dem Glauben meines Großvaters, oder richtiger dem von ihm eingeführten neuen Bekenntniß zu, welches in allen Staaten meines Vaters allgemeine Geltung erlangt hatte. Als Kind aber und außer Stand, selbstständig zu handeln, mußte ich mich ja von meiner, in allen Dingen so vortrefflichen Mutter leiten lassen, die ein Inbegriff aller Tugenden und in Bezug auf rechtschaffenen, fleckenlosen, untadelhaften Wandel ein vollkommenes Vorbild war. Ich war demnach dem Bekenntnisse des Mundes nach Katholikin, aber nicht von Herz und Seele, besonders weil, abgesehen von manchen andern Dingen ich täglich sah, wie mein Vater zwischen den beiden Religionen schwankte, je nachdem die Vorstellungen meiner Mutter oder einer andern Person auf ihn einwirkten, so daß er endlich mit Beihilfe der Priester die Liturgie aufstellte, durch welche beide Glaubenslehren in eine verschmolzen werden sollten. Endlich erkrankte die Königin, meine Mutter, und

es ward sowohl ihr selbst, als auch ihrer Umgebung sehr bald klar, daß die Krankheit zum Tode war und keine Besserung zu erwarten stand. Nun ließ die gottesfürchtige Frau sich mehr als je angelegen sein, sich mit dem zu beschäftigen, was am wichtigsten war, nämlich mit ihrem Seelenheil. Deshalb ließ sie wiederholt ihren Beichtvater Warsewitz kommen, mit welchem sie lange Unterredungen hatte und der sie bewog, über Summen zu verfügen, die nach meiner Ansicht besser hätten verwendet werden können. Doch gehen wir darüber hinweg und kommen wir zu dem eigentlichen Grund, weshalb ich aufhörte Katholikin zu sein. — Eines Tages trat ich in das Zimmer meiner Mutter und war eben im Begriff, mich ihrem Bette zu nähern, als ich bemerkte, daß Warsewitz, zur Hälfte von den Falten des grünseidenen Vorhanges verborgen, bei ihr saß. Ich blieb stehen, um nicht zu stören, und lauschte. Meine arme Mutter war sehr krank und litt viel, aber sie beschäftigte sich dennoch mit dem im Jenseits ihrer harrenden Schicksal mehr als mit den körperlichen Schmerzen, die ja nun bald ein Ende nehmen sollten. Der Priester tröstete sie mit der ernsten Versicherung, daß alle guten Thaten, die sie in ihrem Leben geübt, ihr im Himmelreich zur Seite stehen und für sie Zeugniß geben würden. Hiebei bemerkte ich jedoch, so jung ich auch noch war und zwar mit der größten Verwunderung, wie er kein einziges Wort davon sprach, daß die Sterbende eine gute Mutter, eine vortreffliche Gattin, eine Königin, wie es deren sowohl in Bezug auf Herzensgüte und Sittenreinheit wenige gegeben, und eine Menschenfreundin gewesen, deren größte Freude darin bestanden, die Noth der Armen zu lindern und die Thrä-

nen der Leidenden zu trocknen. Alles dies überging er mit Stillschweigen, verbreitete sich aber dagegen weitläufig über ihre Demuth, wie sie, gleich als wäre sie eine der Geringsten auf Erden gewesen, sich vor den Dienern der Kirche gedemüthigt, wie eifrig und andächtig sie stets zu den Heiligen gebetet, wie freigebig sie gegen die Kirche gewesen und wie sie endlich auf sein Anrathen zehntausend Thaler Silber zur Stiftung einer sogenannten Pflanzschule in Bruunsberg bestimmt, wohin schwedische Jünglinge gebracht werden sollten, um von frommen Jesuiten erzogen zu werden.«

»Nun und was hast Du dagegen zu erinnern?« fragte die Königin, als die Prinzessin eine Pause machte. »Ich für meine Person finde dagegen durchaus nichts einzuwenden. Wohl ihr, der edlen Katharina, welche so große, für Staat und Kirche nützliche Dinge ausrichtete!«

»Ich dachte mir gleich, daß Du dies sagen würdest,« entgegnete Fräulein Anna in sonderbarem, beinahe spöttischem Tone, dann fuhr sie fort: »Das Gespräch kam nun auf das Fegefeuer, und meine arme Mutter gestand, daß ihr die Furcht davor unbeschreibliche Seelenqualen bereitete. Zugleich fragte sie den Priester, ob er nicht glaube, daß die schweren Körperschmerzen, die sie während ihrer langwierigen Krankheit so geduldig ertragen, ihr bei den Qualen des Fegefeuers zu gute gerechnet würden. Er antwortete aber, er glaube das nicht. Als die Kranke hierauf in ihrer Verzweiflung über diese Antwort in ein krampfhaftes Weinen ausbrach, ward der Priester von Mitleid mit ihr ergriffen und sagte: »Weinet nicht, Majestät. Euch will ich bekennen, was ich bis jetzt noch Niemanden mitgetheilt: Es gibt kein Fegefeuer!«

»Was?« rief die Königin Anna und sprang von ihrem Sessel auf, als ob eine Schlange sie gestochen hätte.

»Gerade dies war auch der Ausruf meiner Mutter,« fuhr die Prinzessin ruhig weiter fort. »Der Priester sagte, die Lehre vom Fegefeuer sei blos für das gemeine Volk aufgestellt; eine Person aber wie die Königin Katharina Jagellonica, die ebenso verständig als fromm sei — meine Mutter ließ ihn nicht ausreden, sondern gerieth über das, was sie gehört, so außer sich, daß sie dem Priester in strengem Tone befahl, das Zimmer sofort zu verlassen und ihr nie wieder vor die Augen zu kommen. Eine Stunde später starb sie unter so furchtbaren Körper- und Seelenqualen, daß ich jetzt noch schaudere, wenn ich daran denke.«

»Das sind ja entsetzliche Dinge, welche Du erzählst, Schwester,« sagte die strenggläubige Königin Anna und fuhr sich mit dem Spitzentuch über ihr plötzlich schneebleiches Antlitz. »Wie konnte jener Priester sich unterstehen, eine so feststehende Lehre zu läugnen?«

»Das weiß ich weiter nicht,« entgegnete die Prinzessin. »Ich weiß blos, daß das, was ich gehört, auf mein junges lebhaftes Gemüth einen Eindruck machte, den ich vergebens zu schildern suchen würde, und der mich später bewog, mich der neuen Lehre zuzuwenden.«

»Es war nicht recht von Dir, um eines einzigen abtrünnigen Dieners des Herrn willen so etwas zu thun,« sagte die junge Königin.

»Gute Anna, da wir in unseren Ansichten über religiöse Dinge wohl niemals übereinstimmen werden, so thun wir wohl jedenfalls am besten, wenn wir dieselben ganz bei Seite lassen und von etwas Anderem sprechen.«

»Ich glaube, Du hast Recht,« antwortete die Königin, welche in Gedanken zu versinken schien.

»Du fühlst Dich also nicht wohl in Stockholm?« hob die Prinzessin nach einer kurzen Pause wieder an.

»Ich fühle mich eigentlich nirgends wohl, seitdem ich mein geliebtes Vaterland verlassen,« entgegnete die Königin. »Dennoch aber würde ich das Leben ohne Murren überall, wäre es selbst in einer Wüste, ertragen, wenn ich nur meine kleine Tochter bei mir hätte.«

»Ich glaube Dir, Anna, und ich begreife dies recht wohl. Es war eine grausame Politik von den Polen, die kleine Anna Maria dort zu behalten. Wahrscheinlich fürchteten sie, daß mein königlicher Bruder sonst nicht wieder zu ihnen zurückkehren würde.«

»Diese Furcht hätten sie sich ganz gewiß erspart, wenn sie Schweden und seine Bewohner richtig kennten.«

»So? und warum?«

»Weil mein Gemal dem Lande Polen weit mehr zugethan ist als dem Lande Schweden und zwar mit Recht.«

»Dies begreife ich aber nicht. Polen ist allerdings ein sehr schönes Land, es hat ein herrliches Klima und eine bezaubernde Natur, aber —«

»Was willst Du mit diesem Aber sagen, Anna? Polen ist das Vaterland deiner edlen, vortrefflichen Mutter, und Du solltest es schon deshalb lieben, wenn auch nicht wegen der andern Vorzüge, die es vor Schweden hat.«

»Ich habe aber auch Grund Schweden zu lieben, ja ich habe ein Recht darauf, denn es ist das Geburtsland meines Vaters, meines Bruders und auch mein eigenes.

Ach, Anna, Du hast Schweden noch nicht in der Pracht des Frühlings, in der Schönheit des Sommers gesehen. Du beurtheilst es nach dem Anblick, den es unter dem graugelben Schleier des Herbstes gewährt.«

»Gute Schwägerin, ich achte deine Begeisterung für dein Geburtsland, aber Du kannst schwerlich erwarten, daß ich dieselbe theile. Ich weiß ja, wie innig ich selbst mein theures Oesterreich liebe. O mein Oesterreich! O meine entschwundene holde Kindheit, die ich bei geliebten Aeltern und Verwandten verlebte!«

»Wahrscheinlich aber vermissest Du von Allem, was Du dort verlassen, deine Schwester Constantia am meisten.«

»Und warum gerade diese?«

»Weil Ihr an Alter einander so nahe steht. Ach, daß ich auch eine Schwester von ziemlich gleichen Jahren hätte! Wie glücklich würde ich mich schätzen!«

»Man schätzt allemal das, was man nicht hat, ja man überschätzt es sehr leicht,« entgegnete die Königin. »Ich kann nicht sagen, daß ich meine Schwester Constantia sonderlich vermisse. Allerdings stehen wir in fast gleichem Alter, denn sie ist nur ein Jahr jünger als ich, dessenungeachtet aber fanden wir an einander nicht das Behagen und Wohlgefallen, welches Schwestern von gleichen Jahren an einander finden sollten. Constantia ist lebhaft und heftig; ich dagegen bin still und mehr ruhig. Auch in andern Dingen ist sie mir höchst unähnlich. Es wird ihr schwer zu verzeihen und sie spricht fortwährend von Rache, Trotz und Sieg, sollte dieser auch das Leben kosten. Mir gefallen dergleichen Aeußerungen nicht, denn ich glaube, daß sowohl die Natur als

auch das Christenthum den Frauen gebieten, sanft, versöhnlich und nachgiebig zu sein. *)

»Dann ist es also nicht deine Schwester, was Du am meisten vermißt. Was ist es aber dann?«

»Meine Jugendträume, Anna — meine aufdämmernde Morgenröthe — eine Zeit, die wohl verdient, daß man sie betrauert und zurücksehnt, weil sie da verlebt ward, wo meine Wiege stand, wo ich zum ersten Male in das Auge einer Mutter schaute und auf den Armen eines Vaters getragen ward. Denke Dir, wie ich damals von den Strahlen der reinsten Liebessonne erwärmt ward. Denke Dir, wie mich ein ganzes Volk, dieses unvergleichliche, gute, kindlich heitere Volk auf den Armen trug. Kaum sechzehn und ein halbes Jahr alt, ward ich von all' diesem hinweggerissen.«

»Hinweggerissen! Verzeihe mir, Königin von Polen und Schweden, wenn ich sage, daß dieses Wort kein gut gewähltes ist. Es widerstrebte Dir also wohl, die Gemalin meines Bruders zu werden?«

»Ob es mir widerstrebte! Ha, Prinzessin! Ich bin die Enkelin eines Kaisers und Du die Tochter eines Königs. Wir wissen Eine so gut wie die Andere, ob das Ja oder Nein der Prinzessinnen noch in Betracht kommt, wenn die Poli-

*) Die Prinzessin Constantia ward bekanntlich, als Anna im Jahre 1598 mit dem Tode abging, die Nachfolgerin ihrer Schwester. König Sigismund vermälte sich mit ihr, sobald das Trauerjahr um war. Ihr Charakter war dem ihrer sanften Schwester ganz entgegengesetzt und die Einwirkung, die sie auf ihren schwachen Gemal äußerte, gereichte dem Bande keineswegs zum Vortheil.

tik einmal gesprochen hat. Prinzen und Prinzessinnen sind die willenlosen Schachfiguren der Staaten.«

»Du malst mit sehr grellen Farben, Schwägerin, und es klingt dabei, als ob Du deine Vermälung mit Sigismund als ein Unglück betrachtetest.«

»Meine Vermälung mit Sigismund nicht gerade, wohl aber meine Vermälung in noch so jungen Jahren überhaupt. Ich ward ja beinahe aus der Kinderstube zum Altare geführt und dann in einem mir fremden Land und an der Seite eines mir eben so fremden Mannes auf den Thron gehoben. Ich habe so gut wie keine Jugend gehabt.«

»Eine solche haben wir Fürstentöchter selten, selbst wenn wir lange unvermält bleiben. Die zwanglose Jugend ist für uns nicht vorhanden. Was sich für ein anderes junges Mädchen schickt, das schickt sich für eine Prinzessin nicht. An uns stellt man große, nur allzugroße Ansprüche. Der Zwang, womit wir das zweideutige Glück, mehr als Andere zu sein, bezahlen müssen, hemmt alle unsere Bewegungen und Blicke. So ist es vor unserer Vermälung und so bleibt es auch nach derselben. Was kommt folglich darauf an, ob dieselbe spät oder frühzeitig erfolgt?«

»In gewissen Fällen kannst Du Recht haben. So lange ich aber in Oesterreich war, fühlte ich dies niemals so.«

»Ja, weil Du damals noch zu sehr Kind warst, um derartige Betrachtungen anzustellen. Jetzt kannst Du es. Sag' mir einmal auf dein Gewissen, Anna, liebst Du Sigismund?«

»Welch eine Frage! Wie kommst Du darauf?«

»Durch eine sehr natürliche Gedankenverbindung. Wenn Du deinen Gemal liebtest, so würdest Du Dich überall wohl fühlen, wo er weilt.«

»Beste Schwägerin, wir sprachen soeben erst davon, daß Fürstensöhne und Fürstentöchter dahin gehen müssen, wohin die Politik sie ruft. Wie könnte es sich da wohl so glücklich fügen, daß die Liebe, die Unwiderstehliche, die Unbezwingliche, sich auf Befehl einstellte?«

»Dann liebst Du also deinen Gemal nicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du weißt es nicht?«

»Nein. Und weißt Du, ob er mich liebt?«

»Das thut er ganz gewiß und sicher, Anna. Du bist schön und mein Bruder ist, wie alle Wasa, weiblicher Anmuth gegenüber stets schwach gewesen. Ueberdies bist Du auch gut und fromm und besitzest somit die Eigenschaften, welche er bei den Frauen am höchsten schätzt.«

»Wohlan, dann haben wir uns nicht über einander zu beklagen. Ich ehre meinen Gemal und König, ich suche ihm in allen Dingen den Willen zu thun und, so weit es von mir abhängt, seine Absichten zu fördern. Als seine Gemalin halte ich es für meine Pflicht, seinen Kummer zu erleichtern, und wenn dies nicht geschehen kann, denselben treu und aufrichtig mit ihm zu theilen. Er ist ebenfalls gegen mich die verkörperte Aufmerksamkeit und scheint selbst meine geringsten Wünsche zu studiren, so daß dieselben oft schon erfüllt sind, ehe ich sie noch ausgesprochen habe. Wenn dies Alles Liebe ist, so lieben wir einander gewiß.«

»Und welchen Begriff machst Du Dir außerdem von der Liebe, Schwester?«

»O, einen hohen, herrlichen Begriff, Anna, einen Begriff, der mich auf den unsichtbaren Schwingen der Phantasie hoch hinauf in noch niemals geschaute Welten trägt. Die Liebe, so wie ich mir sie denke, ist die Verschmelzung zweier Seelen, die von der Vorsehung bestimmt sind, nur eine auszumachen.«

Anna war unendlich schön, als sie diese Worte mit einem Pathos sprach, zu welchem ihr sonst so stilles Wesen sich nur selten hinreißen ließ.

»Liebenswürdiges Kind!« rief die Prinzessin und schloß die junge Schwägerin in ihre Arme. »Wer hat Dir diesen Begriff von einer Liebe beigebracht, welche es leider hier auf Erden nicht gibt?«

Die jugendliche Königin gab hierauf keine Antwort und die Prinzessin, deren Gemüth so beweglich und für alle Eindrücke, gute sowohl als schlimme, empfänglich war, brach plötzlich in Thränen aus.

»Du weinst, Schwester?« sagte die engelgute Königin. »Habe ich durch meine Worte eine mißtönende Saite deines Herzens berührt? Dies sollte mir unendlich leid thun. Ich hätte aber geglaubt, gerade Du müßtest ziemlich heimisch in dem Paradies der Liebe sein, so wie ich es mir denke; denn Du bist ja so glücklich, zu lieben und geliebt zu werden.«

»Ich!« rief die Königstochter über und über erröthend.

Im nächsten Augenblick aber schon ward sie bleich wie

eine Leiche, fing noch heftiger an zu weinen, und lehnte ihr Antlitz gegen die weichen Kissen der Bank, auf der sie saß.

»Aber was habe ich denn gesagt?« rief die Königin außer sich vor Angst. »Bist Du, arme Schwester, vielleicht von dem Geliebten deines Herzens hintergangen worden, da Du — «

»Halt ein! halt ein! um Gottes Barmherzigkeit willen, halt ein! Von dem Geliebten meines Herzens? Wer hat Dir gesagt, daß ich einen solchen habe?«

»Du selbst, liebe Schwägerin, Du selbst sowohl als Andere. Ist es wohl ein Geheimniß, wovon alle Menschen sprechen, in Polen sowohl als hier? Ich wußte ja schon im Frühling vorigen Jahres, als Du nach Oesterreich kamst, um der Vermälung deines Bruders mit mir beizuwohnen, daß Du und der edle Graf Gustav Brahe einander geliebt habt, seitdem er ein halb erwachsener Knabe und Du beinahe noch ein kleines Kind warst. Ginge es so, wie ich wünsche und wie der König, von den Polen dazu ermuntert, gerne möchte, so behielte er nur das schöne Polen und verschenkte das langweilige Schweden mit seinen starrköpfigen Bewohnern an Euch. Du würdest dann mit Gustav Brahe vermält und er zum König von Schweden ernannt. Ihr paßt für einander, denn Ihr seid beide Schweden und Protestanten. Eure beiden Familien sind schon seit langen Zeiten durch Heiraten mit einander verwandt. Uebrigens ist es ja auch bei Euch nichts Ungewöhnliches, daß einer der Edelleute des Landes den Thron besteigt. Dein berühmter Großvater Gustav Wasa war ja auch weiter nichts als ein Edelmann und ward gleichwohl der Stammvater eines der glänzendsten Königsgeschlechter Europa's.«

»Du übertreibst ein wenig,« antwortete die Prinzessin, welche während der langen Rede der Königin Zeit gehabt hatte, sich ein wenig zu fassen. »Ein Königsgeschlecht gründete allerdings mein berühmter Großvater, aber nur er, der Gründer, war groß; seine Nachfolger sind es leider nicht gewesen. Was aus diesem Geschlecht in Zukunft werden wird, weiß nur Er, der unser Aller Geschicke lenkt. Da nun jedoch dieses Königsgeschlecht einmal gegründet ist, so werden die Schweden gerne sehen, wenn es durch Sigismund und dessen Kinder fortgepflanzt wird.«

»Das kommt darauf an,« entgegnete die Königin. »Die Schweden werden, mit Herzog Carl an der Spitze und von ihm fortwährend aufgewiegelt, nicht aufhören meinem Gemal Bedingungen zu stellen, auf die er niemals eingehen kann und niemals eingehen wird. Ich verstehe allerdings nichts von Regierungsangelegenheiten, und Niemand soll mir je den Vorwurf machen können, daß ich mich in dieselben gemischt; wünschen aber in aller Stille, wünschen kann ich, daß der Zwist um die Krone Schwedens entschieden und Sigismund bereit wäre, wieder nach Polen zurückzukehren.«

»Aber,« eiferte die Prinzessin, »er kann und darf nicht blindlings eine Krone von sich werfen, welche der edle Gustav Wasa mit so vieler Mühe erworben hat, und die von seinen Nachfolgern mit nicht weniger Beschwerden und Kämpfen bewahrt worden. Verzichtet er übrigens auf die Krone, so kommt sofort Herzog Carl und setzt sie sich auf's Haupt, denn die Wasa's lassen sich sie nicht so leicht entgehen. Die neue Gemalin meines Onkels kann ihm ja Söhne schenken und übrigens ist es eine bekannte Sache,

daß dieser alte Isegrimm schon seit Jahren auf eine günstige Gelegenheit gelauert hat, die Krone Schwedens dem Haupte seines Neffen zu entreißen und sie auf das eigene Haupt zu setzen.«

»Dies soll ihm aber nicht gelingen, Schwägerin. Das Volk, welches leider Sigismund, der ihm durch seine lange Abwesenheit fremd geworden, nicht liebt, liebt den rohen und grausamen Carl doch noch weniger. Gustav Brahe dagegen ist allgemein beliebt und ich weiß mit Bestimmtheit, daß sehr Viele, die mit dem Regiment der Wasa's unzufrieden sind, lebhaft einen vollständigen Wechsel des Regentenhauses wünschen. Mein Gemal wird allerdings mit seinem Onkel um die schwedische Krone kämpfen, aber blos, um sie seinem künftigen Schwager zu schenken zu können. Sigismund hat an einer Krone genug und — unter uns gesagt — er wird vollauf zu thun haben, um diese auf seinem Haupte zu erhalten. O, Anna, ich sehe Dich schon im Geiste als Königin von Schweden, als überglückliche Gattin und als Mutter eines neuen Regentengeschlechtes.«

»Und nur im Geiste wirst Du mich so sehen, in der Wirklichkeit niemals,« sagte die Prinzessin, indem sie die Thränen trocknete, welche fast, ohne daß sie es bis jetzt bemerkt zu haben schien, auf ihren Wangen perlten. »Der Plan, von welchem Du sprichst, gelangt niemals zur Ausführung, auch wenn tausend Köpfe sich damit beschäftigten. Ueberdies —«

»Nun, überdies?« wiederholte die Königin, als Anna Wasa plötzlich stockte. Die Thränen begannen ihren Augen buchstäblich zu entströmen und Schluchzen erstickte

ihre Stimme. Bald jedoch faßte sie sich wieder, hörte auf zu weinen und hob wieder an:

»Ueberdies würde der schwedische Adel niemals seine Einwilligung dazu geben.«

»Da irrst Du Dich,« meinte Anna von Oesterreich. »Als dein Vater, König Johann, von meinem Gemal inständig gebeten ward, zu unserer Hochzeit zu kommen und er wegen seiner Krampfanfälle dies nicht konnte, sondern Dich an seiner Statt schickte, erinnerst Du Dich nicht, wie viel Gutes Du da für die vielen schwedischen Herrn wirktest, welche, ich weiß nicht aus welchem Grunde, sich deines Herrn Vaters Ungnade zugezogen und in enger Gefangenschaft ihr Todesurtheil erwarteten? Erinnerst Du Dich nicht, wie unermüdlich Du warst, Sigismund um seine Vermittlung für alle diese Unglücklichen zu bitten, welche endlich blos deshalb begnadigt wurden, weil dein Bruder sich schriftlich für sie bei König Johann verwendete?«

»Wohl entsinne ich mich dessen, aber w i e wurden sie begnadigt? Sowohl Hogenschild Bjelke als Gustav und Sten Banér sitzen noch gefangen auf ihren Schlössern, von starken Söldnerwachen umgeben. Erik Sparre und Thure Bjelke sind allerdings gewissermaßen frei, aber dabei doch fortwährend bewacht und keinen Augenblick sicher. Mit Axel Lejonhufvud ist es derselbe Fall. So lange mein Bruder nicht zum König von Schweden gekrönt wird, haben alle diese Herrn keine Sicherheit des Lebens und des Eigenthums.«

»Ja, aber dennoch haben sie es Dir, gute Schwester, zu danken, daß sie noch ihre Köpfe auf den Schultern tragen, und niemals werden sie deine warme Theilnahme ver-

gessen; Herzog Carl wird von dem größten Theile des schwedischen Adels verabscheut, und wenn Sigismund auf die Krone verzichtet, so —«

»So wird hier gar Niemand König,« fiel Anna Wasa ein. »Die Herren wollen selbst regieren. Eben um solcher Complotte willen sind sie ja festgenommen worden. Sie wollen alle Wasa's von dem Throne verdrängen, so weit sie es vermögen.«

»Dann wird aber der Adel sich in Masse erheben, dies glaube mir. Man ist auf den thörichten Einfall gekommen, daß die königliche Gewalt in Schweden aufhören und das Land der Oligarchie, dieser unglückseligsten aller Regierungsformen, anheimfallen müsse. Hätte selbst jeder Edelmann vom ersten bis zum letzten es mir zu danken, daß er noch lebt und athmet, so würden sie dennoch niemals zugeben, daß ich Königin und mein Gemal König würde. Nein, möge lieber mein Bruder zur Rettung des Landes von so großem Unglück für seine Krone kämpfen und dieselbe für sich und seine Nachkommen behalten.«

»Vielleicht,« hob die Königin nach augenblicklichem Schweigen wieder an, »wäre es für Dich auch besser, Gustav Brahe's Gattin ohne Diadem zu werden. Nicht der königliche Purpur ist es, welcher glücklich macht; im Gegentheile glaube ich, daß derselbe das Erdenglück eher verscheucht.«

Die Königin seufzte tief, nachdem sie diese Worte gesprochen.

»Ich bin vollkommen deiner Meinung,« sagte die Prinzessin.

»Also,« hob die Königin, welche dieses Thema nicht ruhen lassen zu wollen schien, wieder an, »also Du

wirst lieber Gräfin als Königin — ganz einfach Gräfin Brahe?«

»Dies zu werden ist nicht so einfach, wie Du zu glauben scheinst,« entgegnete die Prinzessin, während auf ihrer Stirn und ihren Wangen eine Purpurwolke die andere verdrängte, »und ich bitte Dich, geliebte Anna, dafern Du mich im mindesten lieb hast, diese Sache niemals wieder zu erwähnen.«

Die Königin gerieth in das größte Erstaunen und rief:

»Aber, mein Gott, warum? Ich glaubte —«

Hier ward das Gespräch der beiden Annen durch einen Pagen unterbrochen, welcher eine Meldung zu machen hatte.

Die Prinzessin, welche blos während der ersten Tage, so lange sie es räthlich fand, incognito zu bleiben, bei ihrer Stiefmutter, der Königin Gunilla, gewohnt, jetzt aber schon längst das Schloß bezogen hatte, begab sich sofort beim Eintritt des Pagen aus dem Zimmer der Königin hinaus und in ihr eigenes.

Achtes Capitel.

Das Krankenzimmer.

Im ersten Stock von Herrn Arvid Stalkrona's tief im Herzen der Stadt liegendem Hause war eines der Zimmer zum Krankenzimmer eingerichtet und in demselben standen zwei Betten einander gerade gegenüber.

Und in jedem dieser Betten lag ein bleicher junger Mann von schönen Gesichtszügen, die große wechselseitige Aehnlichkeit hatten.

Beide trugen einen blutigen Verband, der eine über die Brust, der andere um den Arm.

Da lagen sie, die vor Kurzem noch so lebensfrischen, muthigen, allen Gefahren trotzenden jungen Männer, jetzt ohnmächtig, gleichgiltig gegen Alles, an ihren Wunden leidend, und über die brennenden Schmerzen derselben jammernd.

Und sorglich pflegend, theilnehmend und zärtlich, wie nur eine Mutter sein kann, ging eine Frau von mittleren Jahren zwischen den beiden Krankenbetten hin und her, bald den einen, bald den andern der Patienten mit ihren leise, halb geflüsterten Worten tröstend, und mit ihren weichen, sanften Händen Pfühl und Decke glattstreichend.

Aber sie ging mit Angst im Herzen und einem stummen Gebet auf den Lippen. In ihrem Innern herrschte die Nacht der Verzweiflung, obschon das Gesicht das Gepräge ruhiger Würde trug.

Mit einer Miene, so wie man sie nur bei einer für das Leben ihres Kindes zitternden Mutter sehen kann, stahl sie sich, wenn die Kranken dann und wann die Augen schlossen, ganz dicht an sie heran, um sie forschend zu betrachten, und fragte sich: »Was wird beschieden sein? Leben oder Tod?«

Diese Frage blieb jedoch während des Verlaufs der ersten acht Tage vollständig unbeantwortet.

Es waren nämlich keine unbedeutenden Wunden, welche die jungen Männer während des von uns erzählten Straßen=

zweikampfes von Bruderhand, obschon ohne dies zu wissen, empfangen.

Die arme Frau Johanna! Sie hatte in der That einen schweren Stand, nicht blos wegen ihres Schmerzes und hinsichtlich der Furcht vor dem Ausgange des Unglücks, welches sie getroffen, sondern auch wegen der Scheltworte, die sie täglich von ihrem Eheherrn hören mußte, der durchaus nicht damit zufrieden war, daß sie die Verwundeten beide in ein und dasselbe Zimmer gebettet.

Sie hatte dies aus zwei Gründen gethan. Erstens weil sie glaubte, dann beide desto leichter selbst warten und pflegen zu können, und zweitens weil sie den übermüthigen Jünglingen, wie sie dieselben nannte, eine noch schärfere und fühlbarere Lection durch den beständigen Anblick des Opfers sowohl als auch des Anstifters des beklagenswerthen Ereignisses geben wollte.

Sie glaubte, daß dies gründlicher als alle anderen Ermahnungen in der Welt sie von der Lust heilen könnte, das Blut ihrer eigenen Landsleute zu vergießen.

Herr Arvid hatte anfangs den jüngsten Sohn durchaus in ein anderes Zimmer bringen lassen wollen, weil er ihn öfter zu besuchen und länger bei ihm zu bleiben wünschte, als er dies jetzt thun zu können glaubte.

Der Wundarzt aber und die Frauen, welche bei den Kranken wachten, hatten mit Bestimmtheit erklärt, daß keiner der Patienten, die jetzt so überaus schwach und reizbar waren, gestört werden dürfe. Und somit blieben die Beiden in dem Zimmer liegen, wohin die Mutter sie mit wohlüberlegter Berechnung sogleich hatte bringen lassen.

»Sollte es denn,« sagte Herr Arvid nach Verlauf

einiger Tage, »immer noch nicht möglich sein, Carl in ein anderes Zimmer zu bringen? Man könnte ihn ja ganz langsam und behutsam tragen?«

»Nein, es geht nicht, dafern Du ihn nicht vorsätzlich um's Leben bringen willst,« antwortete seine Gattin in entschiedenem Tone. »Du weißt, was der Wundarzt und die Wartefrauen sagen, und solltest Dich darnach richten.«

»Ja,« entgegnete Herr Arvid, mit den Zähnen knirschend, »ich sollte nicht vergessen, daß ein armer Ehemann sich in Alles fügen muß, was seine würdige Gemalin befiehlt und gebietet. Wenn er sich einbildet, Herr in seinem Haus zu sein, so ist er in einem sehr bedauerlichen Irrthum befangen.«

»Nicht so, geliebter Arvid,« sagte seine Gattin in sanftem Tone. »Solche Worte solltest Du nie äußern.«

»Und warum nicht, wenn ich fragen darf?«

»Weil Du gegen deine Ueberzeugung sprichst, und das darf kein rechtschaffener Mann thun. Du weißt und Du erkennst es auch selbst an, daß ich von Anfang unserer Ehe an Dir stets ein gehorsames, unterwürfiges Weib gewesen bin; wenn es sich aber um einen Eingriff in meine Rechte als Mutter handelt, so —«

»So bist Du für alles vernünftige Zureden unzugänglich. Ja, leider weiß ich das. Wer erlaubt sich denn einen Eingriff in deine Mutterrechte, frage ich? Du sprichst aber allemal davon, wenn von den Jungens die Rede ist. Ich kenne das. Die Gattin hat stets hinter der Mutter zurückstehen müssen, das ist hier im Hause von jeher so Mode gewesen.«

»Ich wünschte, daß Du Recht hättest, mein Herr und

Gemal, leider aber habe ich oft, und zwar zu meiner bittern Reue, gerade das Gegentheil von dem gethan, was Du mir so eben vorwarfst, besonders als ich, von Dir dazu beredet, unserem Erstgeborenen von seiner Wiederankunft bei uns mit Kaltsinn begegnete. Sollte, was Gott verhüten möge, der arme Junge sterben, so wäre meine Gewissensqual unerträglich.«

»So, so! Ja, ja, das Weibsvolk hat stets eine Menge überflüssige Worte auf der Zunge. Laß' uns lieber auf den Anfang unseres Gesprächs zurückkommen. Sag' mir jetzt und zwar ein- für allemal, denn ich habe bis jetzt noch keine klare und zusammenhängende Antwort auf meine Frage erhalten: Wie bist Du auf den sonderbaren Einfall gekommen, die beiden Verwundeten in ein und dasselbe Zimmer zu betten?«

»Erst sage Du mir, warum Du wolltest, daß sie in verschiedenen Zimmern untergebracht würden?«

»Nun, dies wollte ich vor allen Dingen deshalb, weil dieses unglückselige Beisammensein ihre Genesung verzögert, erschwert, ja vielleicht gänzlich verhindert. Wenn der Eine einmal so glücklich ist, ein wenig einzuschlummern, fängt der Andere an vor Schmerzen zu winseln. Es ist dies eine ganz widersinnige Einrichtung, die Du da getroffen, das sage ich nochmals.«

»Wohl möglich, mein guter Alter, aber so kann ich doch beide gleichzeitig pflegen, ohne den Einen über dem Andern zu vernachlässigen.«

»Ja, das ist gut für Dich, Johanna, und ungemein bequem. Für mich aber, der ich so gern den armen Carl, und zwar recht oft besuchen möchte, ist es sehr unbequem.«

»Und was hindert Dich, mein Freund?«

»Was mich hindert? Das kannst Du noch fragen, Weib? Der Anblick des andern Unglücksvogels!«

»Rede nicht so sündhaft, Arvid. Ich bitte Dich darum bei Allem, was Du in einem seligeren Leben zu hoffen hast. Sind nicht beide deine Söhne, und —«

»Im Fleische, ja,« fiel der grimmige Alte seiner Gattin in's Wort, »der Geist ist aber mehr als das Fleisch, Johanna, und dem Geiste nach ist Gustav nicht mehr mein Sohn. Ist er nicht abgefallen von der Partei, welcher sein Vater und sein Bruder angehören, und hat er nicht —«

»Partei! Partei! und immer wieder Partei!« unterbrach jetzt die Frau ihrerseits mit einer bei ihr ungewöhnlichen Reizbarkeit. »Wehe über Euch, Ihr Männer, mit euren unglückseligen Parteikämpfen! Jetzt sieht man, wohin es führt, wenn ein Reich mit sich selbst uneinig wird, wie unser Heiland sagt. Diese beklagenswerthe Meinungsverschiedenheit hetzt einen Bürger gegen den andern, und selbst die Bande der Freundschaft oder des Blutes schützen nicht vor solchem Unheil. Hier haben wir arme Aeltern vor unsern eigenen Augen das erschütternde Bild zweier Brüder, welche nahe daran waren, einander das Leben zu nehmen, blos wegen verschiedener politischer Ansichten, und wer steht dafür, daß es das nächste Mal nicht Vater und Sohn ist, die einander wegen elender Meinungszwistigkeiten niederstechen.«

»Wegen elender Meinungszwistigkeiten! Ha! Die Frauen reden oft über Dinge, die sie nicht verstehen, aber man darf sich daran nicht kehren, sondern muß ihnen ihr Geschwätz verzeihen, denn sie wissen es nicht besser. Außer-

dem könnte ich Dir beweisen, daß das Wohl des Vaterlandes allem Andern vorgeht und höher stehen muß als Blutsverwandtschaft und andere wechselseitige Verhältnisse. Wenn ich so unglücklich bin, einen Vater, einen Bruder oder einen Sohn zu haben, welcher gegen das Glück des Vaterlands complottirt, oder, von übelgesinnten Menschen verleitet, blindlings zum Verderben des Staates mitwirkt, soll ich dann vielleicht mit diesem Verirrten gemeinschaftliche Sache machen? Muß ich nicht eher, gleich dem edlen Römer, selbst das Gefühl der Natur ersticken und in meinem Herzen alle Stimmen schweigen heißen, welche zu Gunsten des Verräthers sprechen?«

»Halt ein! Um's Himmels willen, halt ein!« rief Frau Johanna, ihrem Gemal erschrocken in seine eifrige Rede fallend. »Sprich vernünftig, dafern Du mich nicht wahnsinnig machen willst. Unser Sohn soll ein Verräther sein, weil er zu Sigismund hält, mit welchem er von Kindheit an befreundet gewesen und der ihn fortwährend mit Wohlthaten überhäuft hat?«

»Da haben wir es. So folgern die Frauen. Persönliche Dankbarkeit — eigene Gefühle — dies geht bei ihnen über alles Andere. Davor sollen alle höheren Pflichten in den Hintergrund treten. Der Mann dagegen huldigt nicht dieser Ansicht — natürlich spreche ich hier von dem Mann von Ehre. Bei diesem gilt Pflicht und Ehre mehr als sonst etwas, aber selbst über dem Begriff von Pflicht und Ehre steht das Vaterland in allen seinen theuren Erinnerungen.«

»Nun, in diesem Falle hast Du ja unserem armen Gustav nichts vorzuwerfen. Hat nicht auch er dem Satze

gehuldigt, daß der Pflicht gegen das Vaterland alles Andere nachstehen müsse? Daß Sigismund das Recht auf seiner Seite hat, dies ist Gustavs Ueberzeugung, und deshalb handelt er in Uebereinstimmung hiermit. Suche, wenn Du kannst, ihm eine bessere beizubringen, entziehe ihm aber nicht deine väterliche Liebe deswegen, daß er thut, was nach seiner Meinung Pflicht und Recht fordern.«

»Du bist keine üble Vertheidigerin, Mutter,« sagte Herr Arvid, gleichsam ein wenig aus dem Concept gebracht.

»Und warum,« fuhr Frau Johanna fort, »warum überließest Du den vierzehnjährigen Knaben diesem Sigismund gleichsam zum Geschenk? Warum erlaubtest Du, daß er dem jungen König von Polen folgte? Warum ließest Du ihn dort, bis er ein Mann geworden und Zeit gehabt, mit voller Ueberzeugung Sigismunds Sache zu erfassen, die er nun nicht mehr aufgeben kann, ohne vor sich selbst als ein Meineidiger zu erscheinen?«

»Als ich meinen ältesten, damals mir liebsten Sohn an den Hof des Königs Johann gehen ließ, damit er dort seine ritterliche Erziehung vollende, ahnte ich eben so wenig als Jemand anders, was kommen würde. Ich glaubte, der in seiner Kindheit so liebenswürdige und von allen Seiten geliebte Prinz Sigismund würde in aller Stille und Ordnung den Thron seines Vaters besteigen, sobald derselbe einmal erledigt würde, und trotz seiner Vorliebe für die alte Lehre uns ein weiser und gnädiger König werden. Da kam zum ewigen Unglück für Schweden jenes glänzende Anerbieten von Polen, welches dem Vater sowohl als dem Sohn den Kopf verdrehte. Hätten sie sich überwinden können, nein zu sagen, so wäre Alles gut gegangen, und Sigismund stünde

jetzt nicht mit einem Fuß in Polen, mit dem andern in Schweden. Dies taugt nichts, weder jetzt noch in Zukunft, besonders da Polen von Jesuiten wimmelt.«

»Ja, mein guter Alter, dies ist allerdings sehr schlimm und ich beklage es mit Dir. Gustav aber hat doch keine Schuld daran.«

»Nein, wohl aber kann er dafür, daß er der rufenden Stimme seines Vaters nicht gehorcht hat. Schrieb ich nicht gleich nach Johanns Tod, als ich merkte, daß der Herzog Ernst machte, sich des Staatsruders zu bemächtigen, an Gustav und bat ihn, sofort in sein Vaterland zurückzukehren, um sich zu der Partei zu gesellen, welcher seine nächsten Verwandten angehören, nämlich der des Herzogs, der des Landes Wohl im Auge hat?«

»Mein bester Mann, daß Du das Wohl des Landes im Auge hast und ohne Nebenabsicht darnach strebst, so wie daß Gustav ebenfalls in Uebereinstimmung mit seiner Vaterlandsliebe handelt, davon bin ich fest überzeugt; ob die Herren aber, welche sich jetzt um die Krone Schwedens streiten, uneigennützig handeln, das wissen wir nicht. Gott allein sieht die Gedanken ihrer Herzen und da er auch die unsern sieht, so haben wir allen Grund, uns um reine und fromme, von aller Selbstsucht freie Herzen zu bemühen. Wir wollen nun, wenn Du so denkst wie ich, alle Staatsangelegenheiten beiseite lassen und nur auf die Stimme der Natur hören. Nur ein unnatürlicher Vater liebt den einen Sohn und haßt den andern. Doch was sage ich? Hab' ich nicht selbst mich während der letztvergangenen Zeit wie eine unnatürliche Mutter benommen? Hab' ich mich nicht zum Kaltsinn gegen meinen Erstgeborenen überreden lassen?

Gott kann mich dafür strafen, indem er mir beide Söhne nimmt und mich als kinderlose Mutter in's Grab steigen läßt. Auch Du, geliebter Mann, mußt mir versprechen, daß Du deine Ungerechtigkeit gegen Gustav bereuen und dieselbe, soweit Du vermagst, wieder gut machen willst. Wenn jetzt der Herr, während dein Herz noch unversöhnlich ist, den armen Jungen zu sich riefe, mit welchem Blick würdest Du ihm begegnen, wenn Du einmal selbst von dem unbestechlichen Richter zur Rechenschaft gezogen wirst?«

»Mit demselben Blick, liebes Weib, womit ich sowohl da droben als hier auf Erden jedem andern Reichsverräther entgegenzutreten beabsichtige. Ich hasse Sigismund und einen Jeden, der zu ihm hält. Nieder mit ihnen und allen Feinden des Landes!«

»Arvid, Arvid! Wie kannst Du nur so ungereimt und gleichzeitig so entsetzlich sprechen! Nimm Dich in Acht, Mann, daß diese grausamen, jetzt im Uebermuth ausgesprochenen Worte nicht einmal gegen Dich selbst zeugen. Du glaubst jetzt sicher und fest zu stehen, weil die Partei des Herzogs die Oberhand hat, wenn aber Sigismund obenaufkommt, wie wird dann wohl dein und des Herzogs und aller seiner Anhänger Schicksal sich gestalten? Heiliger Gott, ich wage nicht daran zu denken! Sei daher demüthig, Arvid, und rufe nicht den Zorn Gottes auf dein Haupt herab.«

»Gottes Zorn sollte einen so rechtschaffenen Vaterlandsfreund treffen, wie ich bin!«

»Womit kannst Du beweisen, daß Du dies bist? Ist Sigismund, wenn wir die Sache ruhig besprechen, nicht Schwedens rechtmäßiger König, und Herzog Carl, wenn es

ihm auch gelingt, erstern vom Throne zu stoßen, nicht nur ein Räuber der gesetzlich ererbten Rechte seines Neffen? Unser Sohn hält es mit dem König und Du nennst ihn einen Reichsverräther; Du hältst es mit dem Räuber und nennst Dich einen rechtschaffenen Vaterlandsfreund. Ihr handelt beide nach eurer besten Ueberzeugung vom Recht, aber wo ist das Recht?«

»Diese Frage kannst Du tausendmal aufwerfen, liebe Johanna. Du würdest die Antwort darauf doch nicht verstehen und deshalb mußt Du schweigen. Es ist nicht in den Wind gesprochen, sondern hat seine gute Bedeutung, wenn die Schrift sagt: »Das Weib schweige in der Gemeinde.« Inzwischen glaube ich, liebe Johanna, wirst Du doch so viel einsehen, daß, wenn Sigismund nicht die evangelische Lehre annimmt, sondern eher das ganze Land zur Rückkehr zur alten zwingen will, er es mit dem schwedischen Volk unmöglich gut meinen kann, und daß es weder Gustav noch Jemanden anders zur Ehre gereichen kann, dessen ungeachtet noch zu ihm zu halten; denn der Mensch muß stets nur der Wahrheit und dem Recht treu bleiben.«

»Allerdings, aber dann muß man erst wissen, was wahr und recht ist.«

»Das Wahre und Rechte kann nicht mehr als eins sein.«

»Ja, aber man kann es doch aus einem richtigen und aus einem falschen Gesichtspunkt betrachten. Sich irren kann Mancher, besonders die Jugend; um aber das Böse mit Vorsatz zu thun, muß man ein Schurke sein, und Du wirst nicht behaupten wollen, daß einer von unsern Söhnen ein solcher sei oder jemals werden könne.«

»Was unsere Söhne werden können, dies steht in Gottes Hand, Mutter, daß Du aber eine große Schwätzerin bist, das kann gewiß Niemand in Abrede stellen,« fuhr Herr Arvid in einem Tone fort, welcher verrieth, daß es der frommen Frau endlich gelungen war, ein kleines Loch in die Eishülle zu brechen, welche das Herz ihres Eheherrn umgab.

Sie that indessen nicht, als ob sie von seiner letzten Aeußerung das Mindeste gehört hätte, sondern fuhr fort:

»Verirrung also und nicht Verrätherei ist es, was Gustavs Schritte auf der Bahn leitet, die er gewählt, und die, wie Du behauptest, die unrichtige ist. Da es nun aber in unserer menschlichen Natur liegt, daß wir uns irren und Keiner, der vom Weibe geboren, vollkommen weise und vollkommen tugendhaft ist, so kommt es ja einem Jeden zu, gegen die Schwächen und Fehler seines Nächsten Nachsicht zu üben, besonders aber einem Vater gegen seine Söhne. Sei daher versöhnlich und nachgiebig, alter Arvid, so wahr Du selbst hoffst, einmal Verzeihung bei deinem Vater im Himmel zu finden.«

Die gute Frau Johanna hatte mit einem Eifer und einer Wärme gesprochen, welche sie trotz ihrer sechsundvierzig Jahre förmlich schön machte. Stimme, Miene, Geberden, Alles harmonirte mit den Worten, so daß ein Ganzes daraus entstand, welches auf ihren keineswegs bösen, sondern nur von dem Parteihaß irregeleiteten Gatten seine Wirkung nicht verfehlte.

Sie sprach noch einige Worte mit derselben Wärme und Herr Arvid war gerührt, obschon er nichts sagte.

Dies fühlend, wendete er sein Gesicht immer mehr und

mehr von ihr ab. Er wollte nicht sehen lassen, daß er besiegt war.

Obschon aber der Stolz in ihm kämpfte und den Platz zu behaupten suchte, so erhoben doch das Rechtsgefühl und die Natur endlich ihre Stimmen und es ward ihm ganz weich um's Herz.

Mit einem Male wendete er sich wieder nach seiner Gattin herum und breitete ihr die Arme entgegen. Sie ließ sich diesen Wink zur Versöhnung nicht zweimal geben, sondern stürzte an seine Brust und brach in Freudenthränen aus.

»Weib! Mutter! Du hast gesiegt!« rief Herr Arvid mit von innerer Bewegung zitternder Stimme. »Von nun an soll Gustav seinen Platz im Vaterherzen wiederfinden. Der Himmel behüte sie beide meine muthigen, edlen, blühenden Söhne!«

Gleich nachdem diese Worte gesprochen waren, sah Frau Johanna mit einer Freude, welche sich in keiner menschlichen Sprache beschreiben läßt, den bis jetzt gegen Gustav so mürrischen Vater in das Krankenzimmer treten, wo er den beiden Söhnen in gleichem Grade seine warme Theilnahme und väterliche Zärtlichkeit widmete.

Die Freude darüber wirkte jedoch auf Gustav, der sehr schwach war, nachtheilig und hatte ein Fieber zur Folge, welches ihn an den Rand des Grabes brachte.

Als der alte Stalkrona das Zimmer wieder verließ schlich seine Gattin sich ihm in den Weg, um ihn wohl zum zehnten Mal zu fragen, ob sie nicht einen Boten zu Axelina Lejonhufvud schicken solle, um diese von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

»Nein, das unterlasse nur, hab' ich gesagt,« entgegnete Herr Arvid wieder in seinem gewöhnlich schroffen Tone, »das würde Aufsehen machen, und glaubst Du wohl, daß es sich schicken würde, dort, wo sie jetzt weilt, eine Scene herbeizuführen?«

»Nun, dem mag nun sein, wie ihm wolle,« antwortete Frau Johanna in ihrem gewöhnlich ruhigen Tone, »erfahren muß das Mädchen doch, daß ihr Verlobter hier auf den Tod liegt. Sollte er — was Gott verhüten möge — wirklich sterben, so könnten wir ja eine solche Rücksichtslosigkeit gar nicht verantworten. Bedenke übrigens, wie er, der arme Knabe, daliegt und sich nach ihr sehnt! Es ist herzzerreißend, ihn mit seiner matten, beinahe erlöschenden Stimme so oft ihren Namen nennen zu hören. Und das sage ich Dir, Arvid, wie sehr ich auch als gehorsames Weib deinen Willen ehre, so werde ich Dir doch in diesem Punkte nicht gehorchen, sondern magst Du mir es nun erlauben oder nicht, an Axelina schreiben. Ich will mein Gewissen nicht mit der Schuld beladen, aus feiger Furcht vor den Scheltworten meines Gemals die armen jungen Leute von einer Unterredung abgehalten zu haben, mag nun Leben oder Tod daraus werden.«

»Nein, nein, schreib' nicht, Mutter,« sagte Herr Arvid, dem plötzlich etwas eingefallen zu sein schien, in hastigem Tone. »Ich werde selbst und zwar sogleich an Axelina's Onkel schreiben, und ihn bitten, sie allmälig auf den Empfang der traurigen Nachricht vorzubereiten. Bekäme sie deinen Brief eher, so könnte sie, möchte derselbe nun so schonend abgefaßt sein, wie er wollte, vor Schrecken krank werden.«

»Und warum könnte sie dies nicht, auch selbst wenn Graf Mauritz ihr erst die Sache mittheilt? Glaubst Du

ein Mann verstehe vorzugsweise den scharfen Stachel des Schmerzes abzustumpfen? Hat nicht eher eine Frau die Worte, welche am besten geeignet sind, ein Frauenherz zu schonen, stets in ihrer Macht?«

»Das kommt darauf an, liebes Weib. Die Frauen sind fürwahr nicht immer so schonend, weder gegen uns noch gegen einander selbst. Ich will damit durchaus nicht gesagt haben, daß Du nicht eine fromme Frau und vorsichtig in deinen Worten und Thaten seiest. Inzwischen ist es jetzt aber nicht blos mein Wunsch, sondern auch mein Wille und Befehl, daß Du kein Wort eher an Axelina schreibst, als bis ich von ihrem Onkel Antwort erhalten und Dir den Inhalt derselben mitgetheilt habe. Findet er es für gut, sie hieherzuschicken, so möge er es thun, und ich werde mich in das Gewinsel fügen, welches wir dann hier zu hören bekommen werden. Glaubt er aber, daß Grund vorhanden sei, mit ihrer Rückkunft zu warten, bis Gustav auf dem Wege zur Besserung ist, so mag es dabei bleiben. Dann können wir die ganze Last auf die Schultern des Grafen Mauritz wälzen. Wir können, wie es auch kommen möge, unsere Hände in Unschuld waschen, und Du kannst deinem so empfindlichen Gewissen Schweigen gebieten.«

Die beiden Gatten gingen hierauf jedes seines Weges und die Unterredung war für diesmal geschlossen.

Frau Johanna aber war weit entfernt, ruhig zu sein, und fand ihr Gewissen keineswegs zufriedengestellt, obschon sie beschloß, bis auf Weiteres ihren Gatten handeln zu lassen. Bei dem Zustande von Schwäche, in welchem Gustav sich jetzt befand, konnte jede Gemüthsbewegung, selbst die freudigste,

ihm schädlich sein. Ward er aber besser, so wußte die gute Frau, was sie dann thun wollte.

Aber wo war denn Axelina?

Die Beantwortung dieser Frage müssen wir bis auf das nächste Capitel verschieben, denn in dem gegenwärtigen haben wir blos im Krankenzimmer oder in der Nähe desselben zu thun.

Die Tage vergingen langsam und die qualvollen Nächte noch langsamer. Die Jugend und die guten Säfte der Verwundeten waren allerdings ein eben so kräftiges Heilmittel, als die Salben, welche der Wundarzt verschrieb und Frau Johanna mit behutsamer Hand auf die noch klaffenden Wunden legte; dennoch aber hatten beide Brüder viel auszustehen, besonders von dem brennenden Fieber, in Folge dessen sie entweder abwechselnd oder auch beide gleichzeitig phantasirten.

Gustav sprach während dieses Fieberwahnsinns fortwährend von Axelina, rief sie bei Namen, oder glaubte sie zu sehen.

Carl sprach ebenfalls von einer Vision seiner irren Gedanken und nannte sie hold, göttlich, süß ꝛc. Wie sie aber eigentlich hieß, dies erfuhr man nicht und es erregte die nicht geringe Verwunderung der Anwesenden, daß er selbst im Fieberwahnsinn so vorsichtig sein konnte.

Die Mutter, welche bis jetzt noch niemals etwas bemerkte, daß ihr jüngerer Sohn für irgend ein weibliches Wesen ein zärtlicheres Gefühl gehegt habe, glaubte, es sei ein Traumbild der Phantasie, ein Ideal, welches sich ihm in seinem Fieberzustand zeige, ohne in der Wirklichkeit vorhanden zu sein.

Inzwischen waren schon die ersten neun Tage vergan-

gen, ohne daß die beiden Brüder noch mit einem einzigen Wort einander angeredet hätten, als eines Vormittags Gustav seine ganzen Kräfte zusammenraffte, sich auf den Ellbogen emporrichtete und den Bruder mit seinen fieberhaft brennenden Augen scharf fixirte.

Als Carl dies bemerkte, that er dasselbe. Ihre Augen begegneten sich. Sie ruhten auf einander, aber der Ausdruck in den wechselseitigen Blicken war weit entfernt ein guter zu sein.

»Brudermörder!« stammelte endlich Gustav und sank erschöpft auf das Kopfkissen nieder.

»Gleichfalls!« sagte Carl mit matter Stimme und wendete sich nach der Wand.

Zum Glück war ihre Mutter für den Augenblick nicht zugegen. Es würde sie tief bekümmert haben, diese kurze, aber inhaltsschwere Anrede und Antwort gehört zu haben.

Nachdem die eine der gemietheten Wartefrauen sich erst seit einigen Tagen mit den beiden Patienten beschäftigt, hatte sie erklärt, sie könne nicht länger bleiben, weil sie sich schon früher einer jungen Frau versprochen, welche jetzt bei ihrer Erkrankung jene ältere Zusage in Anspruch nähme. Dafür aber empfahl die Wartefrau an ihrer Statt eine alte Nonne, welche ihrer Angabe zufolge in dem damaligen Asyl des Claraordens, dem früheren Franciskanerkloster, wohnte, aber in der Stadt als eine Art barmherzige Schwester umherging, um Kranke zu pflegen, wenn man sie darum ersuchte.

Frau Johanna war sehr froh, anstatt der Fortgehenden eine andere zuverlässige Person zu erhalten, und nach einigen Tagen noch froher, als sie in der alten Nonne eine ganz vortreffliche Krankenwärterin fand.

Nur ein Uebelstand war hierbei zu beklagen, nämlich der, daß sie, weil sie noch an mehreren andern Orten beschäftigt war, sich nicht eher als zur Nachtzeit, das heißt nachdem es zehn Uhr geschlagen, einfinden konnte und sich Morgens, Schlag vier Uhr, schon wieder fortbegeben mußte.

Dabei war die alte Frau auch nicht im Stande, öfter als eine Nacht um die andere zu wachen.

Da sie aber gute Kenntniß in der Heilkunde besaß, und Alles, was zur Krankenpflege gehörte, ungemein geschickt anzugreifen verstand, so zeigte man sich dankbar für die Stunden, welche die alte barmherzige Schwester ihrem schweren Berufe widmete, und richtete es so ein, daß die andere Krankenwärterin in der Nacht wachte, wo die Nonne nicht da war.

Eine von den Dienerinnen des Hauses war nach der Reihe ebenfalls stets zugegen zugleich mit Frau Johanna selbst, welche, weit entfernt, sich auch nur eine einzige Nacht vollständig der gewöhnlichen Ruhe zu überlassen, blos in einem Lehnstuhl im Nebenzimmer schlummerte und bei dem geringsten Laut, welchen sie für beunruhigend hielt, sofort drinnen war bei den Verwundeten, um zu helfen, zu lindern und zu trösten.

Diese Anstrengungen überstiegen jedoch nachgerade die Kräfte der zärtlichen Mutter, besonders da sich hierzu der tiefe Kummer über das ganze Ereigniß, so wie die natürliche Unruhe über die mögliche Folge gesellte. Man fürchtete nämlich nicht ohne Grund, daß der Stich, welchen Carl in die Brust bekommen, die Lunge verletzt habe und daß Gu=

stavs rechter Arm noch lange, ja vielleicht für immer gelähmt bleiben würde.

Es dauerte daher nicht lange, so lag Frau Johanna selbst auf dem Krankenbett, zum nicht geringen Schrecken ihres Gemals, welcher, obschon oft anderer Ansicht als sie und nicht selten mürrisch und schroff in seinem Wesen, doch die edle Gattin über Alles in der Welt liebte, und wenn er sich die Sache recht überlegte, nicht begriff, wie es ihm möglich sein sollte, ohne Johanna zu leben.

Unaussprechlich war auch ihre eigene Angst und Unruhe darüber, daß sie nicht wie früher im Krankenzimmer sein konnte, wohin die innige Sehnsucht ihrer Seele sie jeden Augenblick zog, so wie darüber, daß Axeline nichts von sich hören ließ, obschon Herr Arvid wiederholt versicherte, daß er an Grafen Mauritz geschrieben und den Brief durch einen sichern Boten abgesendet habe, der schon längst in Nyköping angelangt und mit der Antwort wieder da sein müsse.

Jetzt wenn jemals war Axelina Lejonhufvud hier im Hause nothwendig. Hier am Schmerzenslager ihres Verlobten war jetzt ihr rechter Platz, aber nicht in den glänzenden Sälen des Hofes.

Daß Gustav sich mit vielen wunderlichen Gedanken herumschlug, war ganz natürlich, besonders da sein Vater ihm versichert hatte, Axelina müsse nun auf dem Wege nach Stockholm sein und werde nicht zögern, sich hier einzufinden. Denn ganz unzweifelhaft hatte sie, sobald sie die traurige Nachricht erhalten, sich sofort auf den Weg dahin gemacht, wo Pflicht und Liebe ihre Anwesenheit verlangten.

Ob Herr Arvid wirklich dachte, was er sagte, wissen wir nicht, denn es war dem alten Herrn, wenn er eine in

seinen Augen wichtige Absicht zu fördern hatte, nicht immer recht zu trauen.

Daß er wirklich einen Eilboten an den in Nyköping weilenden Grafen Mauritz Lejonhufvud abgesendet, war ganz richtig, und der Graf hatte auch wieder einen Boten an seinen alten Freund geschickt.

Wie es aber mit der zwischen den beiden alten Herren abgemachten Sache eigentlich stand, dies war und blieb lange ein Geheimniß.

Herrn Arvid's Ansicht war stets die gewesen, daß kleine Dinge großen Zwecken nachstehen müßten, und zu kleinen Dingen rechnete er auch die wechselseitige warme Liebe eines jungen Mannes und einer schönen Jungfrau, sobald es ein politisches Interesse zu wahren gab.

Wußte Axelina folglich nichts, sondern glaubte sie, es stünde in Herrn Arvid Stalkrona's Haus Alles noch eben so gut, als wie sie vor einigen Wochen dasselbe verlassen hatte? Oder hatte diese kurze Abwesenheit sie gleichgiltig gegen den Mann gemacht, an welchem sie schon vier lange Jahre so treulich und unveränderlich festgehalten?

Diese letzte Frage that Gustav unzählige Male an sich selbst. Oder war auch sie erkrankt und an dem fremden Orte, wo sie war, nicht wohl im Stand, sich einen sichern Boten zu verschaffen, welcher Briefe und Nachrichten von ihr nach der Hauptstadt überbrachte?

Diese Frage stellte nebst vielen andern Frau Johanna. Inzwischen fand sich jetzt, seitdem die Familienmutter krank geworden, die alte gute Nonne nicht eine Nacht um die andere, sondern jede Nacht ein. Sie konnte dies auch, denn sie war jetzt von einer ihrer Ordensschwestern beglei-

tet, einer noch sehr jungen Nonne, welche sich mit ihr in die Krankenpflege so theilte, daß die eine in Frau Johanna's jetzt leerem Lehnstuhl schlummerte, während die andere wachte.

Diese Einrichtung beruhigte die Hausfrau, während sie selbst das Lager hütete, nur von ihren Dienerinnen gepflegt, welche niemals müde wurden, das Lob der beiden Nonnen zu preisen.

Ruhig und still wie ein Engel der Geduld saß die junge bleiche Nonne unermüdlich entweder an Gustavs oder an Carls Bett, am meisten aber an dem Gustavs. Wahrscheinlich hielt sie diesen für am meisten krank und hilfebedürftig. Ohne, wie es schien, zu ermüden, ließ sie die alte Nonne eine Stunde nach der andern schlafen; wenn diese aber endlich erwachte, schalt sie sich selbst über ihre Nachlässigkeit und daß sie sich von der Müdigkeit hatte überwältigen lassen.

Vergebens machte die jüngere Nonne sie auf die Verschiedenheit ihres Alters aufmerksam, so wie darauf, daß die ältere, die so viele Jahre mehr zählte, und länger ihre Bahn des Lebens gewandelt war, auch doppelt so viel Ruhe bedürfe, als die jugendliche und starke.

»Ja, Ihr seht allerdings stark aus, Schwester Angela!« sagte dann die alte Nonne in einem Ton, in welchem ein Gemisch von Kummer und Ironie lag. »Ihr solltet selbst um eurer schwachen Gesundheit willen die ganze Nacht in ungestörter Ruhe schlafen.«

Schwester Angela fand es nicht angemessen, hierauf zu antworten, sondern wendete sich bei dergleichen Aeußerungen allemal nach dem Fenster oder dem Kamin, so daß

Niemand ihr in's Gesicht sehen konnte. Es war als hätte sie ein Erröthen zu verbergen.

Nichts ließ sich jedoch mit der Gleichgiltigkeit vergleichen, womit Gustav Stalkrona die Aufmerksamkeiten hinnahm, welche die junge Klosterschwester an ihn verschwendete, während er dagegen sich von der Alten mit sichtlicher Zufriedenheit bedienen ließ. Waren beide Nonnen gleichzeitig zugegen, was sehr oft geschah, so kam nie der Fall vor, daß Gustav nicht die Alte gerufen hätte, wogegen Carl, so oft es geschehen konnte, irgend einen Vorwand geltend machte, um die Junge an seinem Lager zu sehen.

Die gute Ursula — so hieß die ältere Nonne — konnte sich nicht genug über diese Unruhe eines Patienten wundern, welcher sich bis jetzt so geduldig und so anspruchslos gezeigt, wogegen sein Bruder gleich von Anfang alle Fürsorge in Anspruch genommen.

Man hätte argwohnen mögen, Herr Carl habe sich in die junge Angela verliebt und suche deshalb fortwährend einen Vorwand, um sie zu nöthigen, sich recht oft mit ihm zu beschäftigen.

Wenn man aber die weiße, bis über die Augenbrauen herabgezogene Binde, welche Schwester Angela's Stirn, das Tuch, welches ihren Kopf verhüllte, und die darunter befindliche weiße Leinwandhaube, die mehr als nothwendig über die krankhaft gelben Wangen — die vielleicht in der Wirklichkeit nicht ganz so gelb waren als die Furcht, erkannt zu werden, sie gemacht — herabgezogen war, betrachtete, so mußte man diesen Argwohn wieder fahren lassen und über sich selbst lächeln, daß man einen Augenblick hatte glauben können, ein auf so entstellende und abstoßende Weise kostü-

mirtes Mädchen könne ein zärtliches Gefühl in dem Herzen eines jungen Ritters erwecken, welcher so sehr daran gewohnt war, sich von schönen Damen umgeben zu sehen.

Die beiden Brüder seufzten, ein jeder auf seinem Schmerzenslager, und seufzten schwer.

Gustav nannte unaufhörlich Axelina's Namen, zuweilen selbst im wachenden Zustande, am öftesten aber im Traume.

Dabei kam es Carl dann und wann vor, als ob er auch aus der Brust der jungen Nonne einen Seufzer wie ein leises Echo von dem Gustavs vernähme; er wußte aber nicht, ob er recht gehört, oder ob er es sich blos eingebildet habe.

Dagegen seufzte er seinerseits sehr hörbar und zwar nicht blos über den Schneckengang der Stunden unter Schmerzen und Beschäftigungslosigkeit, so wie darüber, daß er den Anblick und die Pflege der zärtlichen Mutter entbehren mußte, sondern auch und zwar vielleicht am allermeisten über den andauernden Kaltsinn der jungen Angela gegen ihn, während sie ihre Fürsorge an seinen Bruder verschwendete, ohne Dank dafür zu ernten.

Ganze Stunden konnte Carl liegen und ihr Profil betrachten, wovon er eigentlich doch nicht mehr sah, als die feine, fast ideal geformte Nase, welche, wie er fand, große Aehnlichkeit mit der —

Ha, er wagte nicht einmal in den Träumen seiner Phantasie den Vergleich anzustellen! Tausendmal verwarf er diesen Gedanken und tausendmal kehrte derselbe wieder.

»Sonderbar!« seufzte er bei sich selbst, »mein in allen Dingen glücklicher Bruder muß sogar hier in diesem Kran-

kenzimmer die unglückselige Flamme des Neides in meinem Herzen entzünden. Als wir Kinder waren, spielten wir täglich mit Agnes Bjelke, welche bei allen Gelegenheiten Gustav vorzog und dagegen, so oft es geschehen konnte, sich von meiner Gesellschaft losmachte. Ich weinte über diese ihre Kälte und sie nannte mich einen armen Schlucker, dessen Gewinsel ihren Abscheu erwecke. Ich ward launenhaft und wunderlich, denn ich fand kein Vergnügen in einer Gesellschaft, wo Zwei gegen den Dritten zusammenhielten. — Ich zog mich in mich selbst zurück und suchte mir selbst genug zu sein, ohne den beiden Spielcameraden meine Gesellschaft aufzudringen, sondern that, als ob ich mich dennoch amüsirte. Da aber nannte Agnes mich wieder einen Sauertopf und einen unerträglichen Querkopf. Gleichwohl hätte es von ihr nur eines freundlichen Wortes, eines Lächelns bedurft, um mich zu bewegen, wie ein treuer Hund ihrer Spur zu folgen und wie ein Sclave Alles zu thun, was sie verlangte. Gustav dagegen war in ihren Augen stets gut, stets liebenswürdig und vortrefflich.

»So vergingen Jahre und wir Kinder wurden groß, behielten aber die Neigungen unserer Herzen bei. Daß Gustav und Agnes einander liebten, bemerkte die ganze Welt. Daß auch ich Agnes liebte, darum kümmerte sich Niemand; man that, als ob man es nicht bemerkte, und nahm man wirklich Notiz davon, so geschah es blos, um darüber zu lachen. Mein Bruder ging fort. Nach dreijähriger Abwesenheit kümmerte er sich nicht im Geringsten mehr um die Braut seiner Kindheit, sie aber, sie blieb ihm unverbrüchlich treu. Ich bettelte nicht um ihre Liebe, denn ich sah, wie sie Viele zurückwies, die besser waren als ich, und

zwar blos um meines Bruders willen, auf dessen Rückkehr sie fortwährend hoffte.

»Gustav kam auch wieder, aber — mit einer Andern verlobt. Arme Agnes! Darf ich wohl jemals wagen, meine Stimme vor Dir zu erheben und Anspruch auf eine langjährige, bis jetzt unbeachtet gebliebene Liebe machen? Könnte ich dies wohl jetzt, nachdem Dir von Dem, welchen Du liebtest, nur Undank und Hoffnungslosigkeit geworden?«

»Und auch jetzt — diese bleichgelbe Nonne — es ist nichts zu beneiden, und dennoch fühle ich Neid — auch ihre zärtliche Fürsorge lenkt mein vom Glück begünstigter Bruder auf sich, so wie der Magnet das Eisen anzieht. Warum sitzt sie so oft an seinem Lager und so selten an dem meinigen? Warum muß ich ihren Beistand stets herbeirufen, während sie dagegen Gustav an den Augen abzusehen sucht, was er begehrt? Warum berühren seine Schmerzen sie weit mehr als die meinigen? Und warum seufzt sie zuweilen, wenn er seufzt — denn dies habe ich deutlich gehört.«

So schwärmte der arme Carl in größter Heimlichkeit bei sich selbst. Die alte Ursula aber, welche oft, wenn Gustav sie rief, ihn mit einer gewissen innerlichen Bitterkeit vergebens rufen ließ, während sie sich mit Carl beschäftigte und gegen diesen ihre Zärtlichkeit verdoppelte, ja verdreifachte, flüsterte zuweilen bei sich selbst:

»Wenn doch das thörichte Mädchen sich wirklich und wahrhaftig über den querköpfigen Gustav erzürnte und gar nicht wieder hinginge. Ich möchte wissen, wie es werden würde, wenn man daheim erführe, — himmlischer Gott, ich wage garnicht recht zu bedenken, was für ein Wagstück wir un=

ternommen haben. Ich wenigstens wäre, wenn es mißlänge, vollständig unglücklich.«

Neuntes Capitel.

Am Hofe von Nyköping.

Am 22. August 1592 hatte Herzog Carl von Südermannland, Witwer und nur mit einer achtjährigen Tochter zur Erbin, auf dem Schlosse von Nyköping seine zweite Hochzeit gefeiert.

Wie bei fürstlichen Vermälungen mit höchst wenigen Ausnahmen stets der Fall ist, war es auch hier die Politik, welche bei der Wahl der Braut maßgebend gewesen, denn sonst wäre diese Wahl schwerlich auf die durchaus nicht schöne, steife Christine von Holstein-Gottorp gefallen, welche später ihren Platz in der Reihe der schwedischen Königinnen einnahm, obschon sie weit entfernt war, eine der liebenswürdigsten zu sein.

Dagegen war die Partie in äußerer Beziehung eine ganz passende, aus Staatsgründen sowohl vorgeschlagen als angenommen, und die neunzehnjährige Prinzessin ward die Braut des vierundvierzigjährigen Herzogs.

Wie man weiß, stehen die Herren aus dem Hause Wasa in den Annalen der Geschichte keineswegs als Frauenhasser da, und auch Carl bewies in seinen jüngern Jahren, daß er Augen und Gefühl für weibliche Reize hatte.

Auch war es nur dieses Gefühl gewesen, welches bei ihm zum Vortheil seiner ersten Gemalin gesprochen hatte.

Die äußere Erscheinung Mariens von der Pfalz, als er sie zum Altare führte, war eine außerordentlich imponirende, kaum aber war sie seit einigen Wochen seine Gattin, so lernte er einsehen, daß ihre geistigen Eigenschaften ihre äußere Schönheit noch weit übertrafen.

Nun war sie aber todt und Millionen Thränen wurden ihr nachgeweint; von den sechs Kindern, welche sie ihrem Gemal geschenkt, waren ihr fünf in die Ewigkeit vorangegangen und nur noch die vorhin erwähnte achtjährige Tochter übrig.

Wäre diese ein Knabe gewesen, so hätte der Herzog wahrscheinlich nie an ein neues Ehebündniß gedacht; bei seinen weit aussehenden Plänen für die Zukunft aber konnte es wohl nothwendig erscheinen, daß er sich nochmals eine Gattin suchte, die ihm vielleicht einen Sohn schenkte, welchen der Tod nicht schon in der Jugend wieder dahinraffte.

Ein Glück war es inzwischen sowohl für den Herzog als seine neue Gattin, daß er, beständig mit seinen politischen Plänen und Berechnungen beschäftigt, jetzt gänzlich die Lust verloren hatte, nach feurigen Augen, rosigen Wangen, einer schlanken Gestalt, einer feinen weißen Hand und einem bezaubernden kleinen Fuß zu blicken, denn Christine besaß von all' diesem nichts.

Weit entfernt, das zu sein, was man häßlich nennt, war ihr Gesicht doch mehr unbehaglich als anziehend.

Ueberdies war sie von starkem und etwas plumpem Gliederbau, hielt sich steif und gerade wie eine Ofengabel, hatte eben so steife Manieren und ihre Hände und Füße

wären selbst an einem jungen Grenadier ein wenig groß erschienen.

Uebrigens trug sie den Kopf sehr rückwärtsgeneigt und blickte so stolz umher, als ob sie ein Vorgefühl davon hätte, daß sie einmal die Mutter eines der größten Könige Schwedens, vielleicht des allergrößten, werden sollte.

Erst dreizehn Monate waren seit dem Tage der zweiten Hochzeit des Herzogs verflossen, als es der Herzogin einfiel, Jungfrau Axelina Lejonhufvud nach Nyköping rufen zu lassen. Sie hatte bei ihrer Vermälung Axelina kennen gelernt, welche sich damals ebenso wie ihre Großmutter, Frau Etta Liljehök, so wie Frau Amelina Batzfelt, die Gattin des Grafen Mauritz, zugleich mit ihrer Tochter, die mit dem letzten Sprößling des Hauses Sture, dem Grafen Sten-Sture, zu Stegeholm sich unter den eingeladenen Gästen befand.

Die Herzogin hatte damals zu der mit ihr in fast gleichem Alter stehenden Axelina eine so große Zuneigung gefaßt, als sie zu irgend einer fremden Person fassen konnte, besonders als sie bei ihr eine ungewöhnliche Lust und großes Geschick zu weiblichen Arbeiten entdeckte, die bei der Herzogin Gegenstand einer förmlichen Manie waren.

Uebrigens war unter sämmtlichen adeligen Jungfrauen, welche der Hochzeit des herzoglichen Paares beiwohnten, Axelina Lejonhufvud die gewesen, welche vor allen die größte Gnade vor den Augen Christinens von Holstein gefunden. Sie sprach am liebsten mit ihr und schien an ihrer Gesellschaft das meiste Vergnügen zu finden.

Die beiden Damen waren sich nach dieser Zeit nie wieder begegnet, als aber jetzt eine von den Hofjungfrauen der Herzogin, Eleonore Stormhjelm, sich vermälte, fiel es Christine ein, sich an deren Stelle Axelina Lejonhufvud zur Hofdirne, wie es damals hieß, zu wünschen.

Der Herzog erklärte sich jedoch entschieden dagegen, denn Axelina war ja die Tochter des ihm so feindseligen und verhaßten Grafen Axel, und wohl wußte der Herzog überdies, daß der Graf zu dem Vorschlag der Herzogin niemals seine Einwilligung geben würde.

Dies sagte er auch seiner Gemalin rein heraus, in der Hoffnung, daß sie sich damit zufriedenstellen lassen würde.

Christina war aber schon in ihrer Jugend sehr starrköpfig und was sie sich einmal in den Kopf gesetzt, das wollte sie auch durchsetzen, möchte es kosten, was es wollte. Eben so wenig, wie sie später in ihren alten Tagen dem selbst angenommenen Titel: »Königin der Lappen und Kajanen« entsagen wollte, eben so wenig wollte sie jetzt das Vergnügen entbehren, die ihr so zusagende schöne Axelina täglich zu sehen.

Zu der Zeit der Vermälung des Herzogs waren die beiden gegen einander streitenden politischen Parteien, um nicht von der dritten zu sprechen, welche es stets am räthlichsten fand, in der Stille zu arbeiten, noch nicht so dreist hervorgetreten. Sie hatten noch nicht angefangen, unverhohlen zu zeigen, was sie im Schilde führten, wie sie später nach König Johanns Tod thaten.

Carl selbst hatte auch zeither seine ehrgeizigen Pläne ziemlich geheim gehalten und sich demzufolge freundlich ge-

gen Alle gezeigt, ausgenommen gegen die, welchen er offenbar beweisen konnte, daß sie gegen die königliche Gewalt und das Haus Wasa complottirt.

Um Graf Mauritz Lejonhufvud's willen, dessen Liebling seine Nichte Axelina war, hatte er daher auf kürzere Zeit die Tochter des ihm so verhaßten Axel an seinen Hof und in der Nähe seiner jungen Gemalin geduldet. Keineswegs aber wollte er sie für immer hier sehen und am allerwenigsten jetzt, bei der Wendung, welche die Dinge nun genommen.

Dies sagte er der Herzogin und hoffte, sie werde es zu schätzen wissen, daß er sich herbeiließ, ihr seine Gründe zu entwickeln, womit er sich sonst nicht erst die Mühe zu nehmen pflegte. Mit einem Schlage seines silbernen Hammers auf den Tisch, so daß alle sich in der Nähe befindlichen lebenden und todten Gegenstände emporhüpften, rief er in der Regel: »Ich will! Ich befehle! Und damit Punctum!«

Jetzt jedoch hatte er die triftigen Gründe eines zärtlichen Ehegatten, seine Gemalin vor Schreck und Aerger zu bewahren, und obschon die Wolken des Zornes über seine Stirn zogen und die harten Finger sich gleichsam unwillkürlich nach dem furchtbaren Hammer, seinem treuen Begleiter, ausstreckten, so mußte er sich doch im Zaume halten und ruhig scheinen.

»Jungfrau Lejonhufvud,« sagte er, »kann niemals in unsern Dienst treten. Sie ist mit dem ältesten der jungen Stalkrona's, jenem Gustav, der einer der treuesten Anhänger Sigismunds ist, verlobt, und deshalb paßt sie nicht an diesen Hof.«

»Ach, was da!« sagte die Herzogin in verächtlichem

Tone, »die Frauen, ich meine natürlich die, welche nicht ihren Platz auf dem Throne oder in der Nähe desselben haben, besitzen kein politisches Glaubensbekenntniß und passen folglich überall hin. Sie müssen sich, gerade wie ausländische Pflanzen, an jedem Orte acclimatisiren, wohin man sie bringt.«

»Ob sich das mit deutschen Frauen thun läßt, will ich dahingestellt sein lassen, obschon ich es kaum glaube,« meinte der Herzog ziemlich fügsam. »Man hört recht wohl, liebe Christine, daß Du die schwedischen Frauen nicht kennst. Diese sind in der Regel keine Weidenruthen, welche sich von jeder beliebigen Hand biegen lassen.«

»Wohl möglich,« entgegnete die Herzogin, »daß die Frauen hier ebenso halsstarrig sind, als die Männer, denn eine Nation besteht ja nicht aus einem einzigen Geschlechte. Inzwischen habe ich mir aber einmal in den Kopf gesetzt, Jungfrau Lejonhufvud hier zu haben, und ich hoffe, Ew. fürstliche Gnaden wird mir nicht ernstlich die Erfüllung eines Wunsches verweigern, dessen Billigkeit sicherlich von Jedem anerkannt werden muß. Will mein Gemal aus Gründen, die ich, wie ich aufrichtig bekenne, nicht recht stichhaltig finden kann, Axeline nicht für die Dauer als meine dienstthuende Jungfrau hier am Hofe sehen, so möge er wenigstens die Güte haben, sie auf kürzere Zeit kommen zu lassen. Ihre Geschicklichkeit in Näharbeiten aller Art wäre für mich gerade jetzt, wo ich so viel zu rüsten habe, von unschätzbarem Werthe.«

»Ich verstehe nicht recht, worin dieses viel bestehen könnte,« entgegnete der Herzog; »für das erwartete Kleine ist ja die ganze schöne, ja sogar prachtvolle Ausstattung

bereits von Holstein eingetroffen, und wenn noch einige weitere Gegenstände nöthig sein sollten, so kann man sie ja entweder hier in der Stadt oder in Stockholm fertigen lassen.«

»Und doppelt so viel dafür bezahlen, als wofür man sie hier haben kann,« bemerkte in etwas scharfem Tone die schon damals so knauserige Herzogin. »Nein, ich danke. Das soll nicht geschehen, so lange ich hier eine ganze Menge Mädchen mit guten Augen und geschickten Fingern zur Verfügung habe. Diese müssen doch für ihr Brot und Lohn auch etwas thun.«

»Brot und Lohn,« wiederholte der Herzog, die Augenbrauen runzelnd. »Hütet Euch, meine Gemalin, dies vor andern Leuten als mir hören zu lassen. Die schwedischen Hofjungfrauen, welche sammt und sonders den vornehmsten Familien des Reichs angehören, sind keine Dienstmägde, welche für ihren Lebensunterhalt dienen müßten, den sie ja reichlich im älterlichen Hause haben. Hofjungfrau zu sein, ist ein Ehrenplatz, aber kein Dienst, wenigstens nicht in dem Sinne, wie Euer Gnaden dies zu nehmen scheinen, und ich wäre Euch sehr verbunden, wenn ich nicht fortwährend Nähtaschen und dergleichen herumschleppen, sondern lieber unschuldige Heiterkeit unter diesen jugendlichen Personen herrschen sähe.«

»Es wundert mich,« entgegnete die Herzogin, »daß mein Gemal, der so viel wichtige Dinge zu denken hat, auch nur einen Augenblick auf das achten kann, womit eine Anzahl Mädchen sich hier im Vorzimmer beschäftigen. Arbeiten ist, wie meine vortreffliche Mutter mich gelehrt hat, inzwischen weder Sünde noch Schande, mag sich damit be-

schäftigen wer da wolle, und während müßigen Umhertreibens wird wohl weit mehr gegen Gott gesündigt, als während verständigen Stillsitzens bei einer nützlichen Beschäftigung. Uebrigens —«

»Uebrigens ist dieser Gegenstand hiermit erledigt,« unterbrach der Herzog in barschem Tone. »Als fest angestellte Hofdirne kommt Axelina Lejonhufvud nicht hieher,« setzte er hinzu, indem er sich erhob, um die Zimmer zu verlassen. »Sie ist die Verlobte des mir so verhaßten Gustav Stalkrona und —«

»Um so wichtiger ist es, sie hier zu haben,« wendete die Herzogin ein, welche, weit entfernt nachzugeben, nun eine List ausfindig gemacht zu haben glaubte um Carl zum Nachgeben zu bewegen. »Laßt mich blos das liebenswürdige Mädchen auf kürzere Zeit hierher nehmen, ohne sie zum Eintritt in den Hofdienst zu bereden, und ich verspreche die Sache so zu lenken, daß Axelina's Verlobung mit dem jungen Stalkrona wieder rückgängig wird. Damit leiste ich Euch, mein Gemal, vielleicht einen großen Dienst, denn wie leicht könnten sonst Axelina und ihr Geliebter den alten Arvid bereden, sich mit auf Sigismunds Seite zu schlagen, und dies wäre Schade, denn man hat mir gesagt, daß dieser alte Arvid einen unberechenbaren Einfluß ausübt. Ich habe Euch, mein Gemal, niemals um etwas gebeten, was uns beide in den Augen der Welt herabsetzen könnte,« fuhr die junge Herzogin, sich stolz emporrichtend, fort. »Auch jetzt bitte ich um weiter nichts, als daß Ihr durch einige Zeilen den Grafen Lejonhufvud ersucht, seine Nichte Axelina, an welcher er Vaterstelle vertritt, sofort hierherzuschicken, weil ich wünsche, daß sie einige Zeit bei

mir zubringe. Meinem Gemal gegenüber habe ich nun meinen W u n s ch ausgesprochen, dem Grafen Mauritz gegenüber dürfte es nothwendig sein zu bemerken, daß ich b e f e h l e.«

Nachdem die Herzogin dies gesagt, drehte sie sich herum und verließ mit stolzem Schritt das Zimmer.

Der Herzog blieb noch eine lange Weile auf derselben Stelle stehen, wo er stand, als seine Gemalin ihn verließ. Er fuhr sich mit der Hand über die kalte Stirn und murmelte einen Fluch, worauf er in der Absicht, der Herzogin nachzueilen und ihr seine Meinung zu sagen, schon einen Fuß fortsetzte.

Plötzlich aber besann er sich wieder anders. Der Zustand seiner jungen Gemalin erforderte Schonung und Nachgiebigkeit gegen alle ihre Launen, wenn dieselben auch noch so wunderlich waren. J e t z t mußte er ihr den Willen thun, später aber wollte er, wie er sich fest vornahm, seinem Schaden wieder beikommen und r e ch t streng gegen sie sein.

Obschon ärgerlich, etwas thun zu müssen, was er selbst nicht billigte, beeilte er sich daher, an seinen treuen Diener und Freund, den Grafen Mauritz, zu schreiben und ihn von dem Wunsch der Herzogin in Kenntniß zu setzen. Dann sendete er mit diesem Briefe einen Eilboten nach Stockholm, wo der Graf sich befand.

Dieser hatte kaum den Brief des Herzogs durchgelesen, so begab er sich sofort zu Axelina und befahl ihr, sich fertig zu machen, um in drei Tagen die Reise nach Nyköping anzutreten.

Dieser Befehl war ein Donnerschlag für das junge Mädchen. Sollte sie ihren Verlobten verlassen und zwar so bald schon nach ihrer Wiedervereinigung? Unmöglich! Das

konnte nicht der ernste Wille ihres guten Onkels sein, und mit welcher innigen, ja man konnte sagen kindlichen Ehrerbietung und Liebe sie auch dem Grafen Mauritz zugethan war, so war sie doch entschlossen, ihm eifrigen Widerstand entgegenzusetzen, als er etwas so Ungereimtes verlangte.

Alle ihre Einwendungen dienten, obschon sie von Gustavs Bitten und Vorstellungen unterstützt wurden, zu nichts, besonders da Graf Mauritz Herrn Arvid Stalkrona und dessen Gattin auf seiner Seite hatte. Man meinte, eine Weigerung von Axelina's Seite würde die Herzogin und folglich auch den Herzog beleidigen, was für die Zukunft leicht bedenkliche Folgen haben konnte, denn man wußte, daß Carl nie eine Beleidigung verzieh.

Ueberdies fand man es ungemein schmeichelhaft für Axelina, daß die Herzogin sie an ihrem Hof haben wollte, und da sie nur einige Wochen dortbleiben sollte, so mußte sie, obschon widerstrebend, nachgeben.

Mit schwerem Herzen schied sie daher von Gustav, der sich jedoch tapfer hielt und sie zu ermuthigen suchte, denn sie ward von einer unerklärlichen bangen Ahnung gequält, der sie weder einen bezeichnenden Namen, noch eine bestimmte Form zu geben vermochte.

Es war, als ob eine geheime Stimme ihr flüsternd ein bevorstehendes Unglück prophezeite, ohne ihr eine nähere Andeutung über die Beschaffenheit desselben zu geben.

Nur drei Tage nach ihrem Abschiede von dem Haus, welches für den Augenblick ihre Heimat war, ereignete sich auch in der That jener Straßenauflauf und der Zweikampf der Brüder Stalkrona.

Graf Mauritz begleitete selbst zu Pferde und mit einer

hinreichenden Escorte seine geliebte Nichte bis nach Nyköping.

Die junge Dame machte die Reise in einem der damals gebräuchlichen sehr unbequemen Fuhrwerke, einem mit einer Leinwandplane versehenen Karren, einem Transportmittel, welches eher den Namen eines Marterwerkzeuges verdient hätte, besonders auf der steinigen, grundlosen Landstraße, an welcher der Octoberregen sein Möglichstes gethan, um Beweise von seiner Zerstörungsmacht zu geben.

Axelina's Großmutter, die eben so barsche als schlaue Frau, Ebba Liljehök, war von vornehmer Abkunft und mit dem damals regierenden Königshause nahe verwandt. Die Mutter Johanns des Dritten, die zweite Gemalin Gustavs des Ersten, die von ihm so innig geliebte Margaretha Lejonhufvud, war die Schwester von Frau Ebba's Gemal gewesen, und seit vielen Jahren nachgelassene Witwe eines Lejonhufvud, sonach sowohl mit Johann als mit Carl verwandt, konnte aber keinen von beiden leiden, und fürchtete sich auch nicht vor ihnen, denn sonst hätte sie nicht, wie jetzt der Fall war, so oft vor Jedem, der es hören wollte, ein treffendes Verdammungsurtheil ausgesprochen.

Inzwischen war sie jedoch als Witwe mit zwei heranwachsenden Söhnen bedacht gewesen, sich eine Stütze und Zuflucht für künftige Tage zu schaffen, und als die lange genährten Feindseligkeiten zwischen dem König und dem Herzog offener zu Tage traten, schickte die schlaue Frau ihren älteren Sohn Axel an Johanns und den jüngeren, Mauritz, an Carls Hof, damit sie dort ihre ritterliche Erziehung vollendeten.

»Welche von beiden Parteien,« dachte sie, »auch die zuletzt herrschende werden möge, so habe ich doch stets am Hofe einen Fürsprecher und es kann mir dann so leicht nichts Schlimmes widerfahren.«

Auf diese Weise kam es, daß Graf Axel Lejonhufvud mit Leib und Seele Johanns, später Sigismunds Partei angehörte, wogegen Graf Mauritz eben so eifrig zu der des Herzogs Carl hielt.

Und dennoch waren, sonderbar genug, die Brüder einander mit der innigsten Bruderliebe zugethan, so daß, wenn Axel, wie mehr als einmal geschah, sich nicht blos unvorsichtig, sondern auch tadelnswerth benahm, der stets besonnene, vernünftige und deshalb auch allgemein geachtete Mauritz sogar bei dem Herzog als Vermittler für seinen Bruder auftrat.

Mit Herrn Arvid Stalkrona, der ebenso wie er selbst als Page bei dem eben erwähnten hohen Herrn diente, hatte Graf Mauritz schon vor seiner Ankunft an dem Hofe des Herzogs an fortwährend auf dem freundschaftlichsten Fuße gestanden und in Lejonhufvud's Kopf war in spätern Jahren zuerst der Gedanke erwacht, die beiden Familien durch ein noch engeres Band zu vereinigen.

Da er selbst nur ein einziges Kind, eine Tochter Ebba, welche damals schon vermält war, hatte, so dachte er an seine noch sehr junge Nichte Axelina, bei welcher er Pathenstelle vertreten und welche er mit fast väterlicher Zärtlichkeit liebte.

Ganz besonders hatte er sich Axelina's angenommen, als sie ihre Mutter verloren, und er hätte sie sicherlich in sein Haus aufgenommen, wenn nicht seine Gattin, die an

einer langwierigen Krankheit hinsiechte, bei seiner Tochter und seinem Schwiegersohn in Stegeborg sich aufgehalten hätte, so daß Graf Mauritz auf eigene Hand in Stockholm lebte, um in der Nähe des Herzogs zu sein, der ihn nicht lange entbehren zu können schien.

Daß Axelina für Sigismund und den Erfolg seiner Sache schwärmte, darüber lachte Graf Mauritz. Welchem politischen Glaubensbekenntniß die Frauen sich auch zuneigen mochten, so hielt er dies für etwas so Untergeordnetes, daß er nicht einmal einen Gedanken daran verschwendete, und es gereichte ihm daher weder zum Aerger, noch zur Verwunderung, daß Axelina mit der ganzen Wärme ihrer lebhaften Seele den Meinungen und Ansichten ihres Verlobten huldigte, und zwar umsomehr, als dies auch die Meinungen und Ansichten ihres Vaters waren.

Der Empfang, welchen Axelina von der Herzogin Christine erfuhr, war ganz von der Art, wie ein Jeder von dieser steifen, stolzen Dame hätte erwarten können, obschon Axelina etwas ganz Anderes erwartet und gefordert hätte.

Es war Vormittags zehn Uhr, als Graf Mauritz und seine schöne Nichte in dem Schloß von Nyköping, der vornehmsten Stadt in Südermannland, wo der über diese Provinz selbst herrschende Herzog Carl seinen Hof hielt, anlangten.

Die an dergleichen Reisestrapatzen nicht gewöhnte junge Dame hätte wohl einige Stunden gründlicher Ruhe und erquickenden Schlafes bedurft, ehe sie in dem Kreise des Hofes erschiene.

Davon aber war keine Rede, denn die Herzogin hatte

bereits befohlen, daß Jungfrau Lejonhufvud, sobald sie sich umgekleidet, sich in dem rothen Gemach einfinden solle.

Die arme Axelina hatte sich niemals weniger zu ihrem Vortheile gezeigt, als da sie jetzt, sich an allen Gliedern noch wie gerädert fühlend, erschöpft und halb erfroren vor die Herzogin und deren sie mit musternden Blicken betrachtende Hofdamen trat.

Die Herzogin, welche Axelina im vergangenen Jahre so strahlend von Schönheit, Jugend und Gesundheit gesehen, prallte jetzt bei ihrem Anblick förmlich zurück und die jungen Damen athmeten erleichtert auf und dachten bei sich selbst:

»Nun, die ist ja förmlich häßlich zu nennen und wird uns in Bezug auf Schönheit den Sieg ganz gewiß nicht streitig machen.«

Die Herzogin kam jedoch sofort von ihrer ersten Ueberraschung zurück und streckte mit einem Lächeln, so kalt wie der Wintersonnenschein auf einem Schneegefild, die Hand aus, welche Axelina ergriff und ehrerbietig an ihre ziemlich bleichen Lippen drückte.

»Ich freue mich, Euch wiederzusehen. Jungfrau Lejenhufvud,« sagte Christina. »Ich habe mich nach Euch gesehnt und mein Gemal, der Herzog, hatte daher die große Güte zu schreiben und Euch zu bitten, hierherzukommen.«

»Ich bin Ew. Gnaden Befehl nachgekommen,« antwortete Axelina, nur um etwas zu sagen.

Die Herzogin sah sie gleichsam mit Verwunderung an und sagte:

»Das habt Ihr allerdings gethan und ich danke Euch

nicht dafür, denn Ihr mußtet es wohl thun. Wollt Ihr aber nun, da Ihr hier seid, mir und meinen Hofdirnen zeigen, wie verschiedene feine Näharbeiten ausgeführt werden müssen, uns Muster vorzeichnen u. s. w., und dabei den Fleiß und Eifer zeigen, den ich fordere und erwarte, dann werde ich Euch danken und zwar herzlich.«

Während dieser, wie Axelina im Stillen dachte, unverschämten Anrede war das arme junge Mädchen bald roth, bald blaß geworden. Ein solcher Empfang war in der That ein empörender, und die stolze schwedische Grafentochter fühlte vielleicht jetzt zum ersten Male, daß in ihren Adern nicht blos das Lejonhufvud'sche, oft sehr unruhige Blut rann, sondern sie fühlte sich auch mit dem eben nicht viel ruhigern Blute der Wasa's verwandt.

Christina bemerkte den Farbenwechsel auf Axelina's Wangen jedoch nicht, oder that wenigstens als ob sie ihn nicht bemerkte; die aufwartenden Damen jedoch, deren forschenden Blicken er keineswegs entging, sprachen später unter einander sehr viel davon.

Die Herzogin erhob sich von ihrem Stuhl, um in ein anderes Zimmer zu gehen, während sie Axelina zugleich durch einen Wink aufforderte, ihr zu folgen.

Axelina blieb einige Secunden lang zögernd stehen, denn noch kochte der Verdruß in ihr; ein Wink von einer der Damen jedoch, sowie eine in ihr Ohr geflüsterte Frage, ob sie nicht gehört, was die Herzogin gesagt, setzte plötzlich ihre Füße in Bewegung und es dauerte nicht lange, so war sie drinnen bei der Herrscherin.

Das Zimmer, in welchem sie sich jetzt beide befanden,

war mit einer Menge buntfarbiger Kleider und anderen Stoffen angefüllt. Christina zeigte auf dieselben und sagte:

»Hier seht Ihr, Jungfrau Lejonhufvud, daß wir viel zu thun haben, Einiges — nicht Alles, denn dies hieße etwas Unmögliches verlangen — aber Vieles muß bis zu dem wichtigen Zeitpunkt, welcher bald eintreffen wird, fertig sein. Das sehet Ihr selbst. Ich bin jetzt nicht mehr die schlanke Ruthe, wie da Ihr mich das letzte Mal sahet. Es war dies im August des vorigen Jahres.«

Axelina machte große Augen, wie man zu sagen pflegt, und fragte sich, ob die Herzogin wirklich von sich selbst spräche. Eine schlanke Ruthe! Sie, diese stets so handfeste Dame mit den breiten Schultern, den muskulösen Armen und den in jeder Beziehung starken Dimensionen.

Axelina fühlte einen fast unwiderstehlichen Drang zu lächeln und es kitzelte sie in den Mundwinkeln, aber sie bekämpfte diesen Reiz und stand stumm und anscheinend kalt und ernst vor der ehemaligen schlanken Ruthe da, welche sich auf eine mit ausgestopften, etwas sehr abgenutzten Seidenkissen versehene Bank setzte und die einzelnen Stoffe zu nennen und zu bezeichnen begann, welche Axelina herbeiholen und dann nach langem Hin- und Herreden über das, was daraus gefertigt werden sollte, wieder an Ort und Stelle tragen mußte.

Die arme Axelina, die schon ohnehin noch so ermüdet von der Reise war, fühlte sich in Folge dieses ewigen Hin- und Herlaufens und Stehens zum Tode ermattet. Sie ward immer bleicher, kalte Schweißtropfen begannen ihr auf die Stirn zu treten, sie fühlte sich furchtbar unwohl und sank endlich ohnmächtig nieder, zum großen Schrecken der mit

ihren Arbeitsplänen so angenehm beschäftigten Herzogin, welche die Blässe des armen Mädchen wohl bemerkt, in ihrem Egoismus aber weiter kein Gewicht darauf gelegt, sondern gemeint hatte, dieselbe werde wohl bald vorübergehen.

Es entstand nun ein gewaltiger Aufruhr. Man eilte herbei und trug die Ohnmächtige in das für sie bestimmte Zimmer, wo eine kleine artige Dirne, Namens Judith, sie auskleidete und zu Bett brachte.

Die arme Axelina war aber weit entfernt, in diesem fremden und ihr so ungewohnten Bett die Ruhe zu finden, welche sie in ihrem eigenen, daheim bei der Familie Stalkrona zu genießen pflegte.

Ihr Zeitvertreib während der nun folgenden langen Krankheitstage, deren Zahl nicht weniger als sieben betrug, bestand hauptsächlich darin, daß sie still auf dem ziemlich unbequemen harten Bett lag und die alte, wunderlich gestickte und verzierte Decke betrachtete, welche man über sie gebreitet.

Die Krankheit an und für sich war jedoch nicht gefährlich und im Grunde genommen auch nicht schmerzhaft. Die Entstehungsursachen waren blos in übergroßer Anstrengung und Erkältung zu suchen, obschon sie durch die Gemüthsunruhe, woran die schöne Patientin fortwährend litt, bedeutend erschwert und verlängert ward.

Hätte Axeline nicht ihren geliebten Onkel mit hier gehabt, so wäre ihr der Aufenthalt im Schloß Nyköping geradezu unerträglich gewesen. Graf Mauritz aber besuchte sie oft und verweilte allemal so lange, als er sich dem

Hofkreise und der Gesellschaft des Herzogs entziehen konnte.

Er sprach ihr Muth ein, suchte sie zu überzeugen, daß sie weit entfernt sei, so unglücklich zu sein, als sie sich einbildete; bat sie, zu bedenken, wie tadelnswerth ihre Ungeduld sei, und sich nicht durch unzeitiges Klagen an Gott zu versündigen, der ihr dann zur Strafe sehr leicht ein wirkliches Unglück schicken könne.

»Ach, lieber Onkel,« schluchzte Axelina, »das, was Ihr ein wirkliches Unglück nennt, würde ich weit besser tragen können, als diese gewaltsame Versetzung gegen meinen Willen aus dem Sonnenschein des Glückes in Kälte und Finsterniß. Die Schläge eines wirklichen Schicksals würden mich stark, geduldig und demüthig finden, hier aber habe ich nicht einmal den Vortheil, mich in allen diesen schönen Tugenden üben zu können.«

»O ja, diesen Vortheil hast Du hier gerade,« antwortete der väterliche Freund. »Trägst Du in Dir den Keim zu allen diesen herrlichen Tugenden, so kannst Du sogleich an der Entwickelung derselben zu arbeiten anfangen. Es dürfte bald die Zeit kommen, wo deine Geduld, deine Entsagung, deine Standhaftigkeit in Anspruch genommen werden. Man soll den Sturm nicht heraufbeschwören, denn derselbe erwacht zu seiner Zeit schon von selbst.«

Durch diese allerdings sehr wahren, vernünftigen und gerechten, obschon unter den obwaltenden Umständen vielleicht ein wenig strengen Worte zum Schweigen gebracht, sank die Kranke noch tiefer in ihr Kopfkissen hinein und barg ihr von Thränen überströmendes Antlitz.

Der gute Onkel ward gerührt. Er machte sich nun Selbstvorwürfe über die Worte, die er so unbedacht seinen Lippen entschlüpfen lassen, suchte durch Liebkosungen und begütigende Aeußerungen die Wirkung der erstern zu mildern und sagte endlich:

»Gott tröste mich, mein Mädchen! Es war durchaus nicht meine Absicht, Dich zu verletzen. Es ist aber mit uns Kriegsleuten einmal so. Unser Handwerk macht uns hart. Mit Männern und Schwertern wissen wir umzugehen, aber nicht mit Blumen und weichen Frauenherzen.«

Als Axelina diese in sanftem Tone gesprochenen Worte hörte, drehte sie sich sofort herum und schlang beide Arme um den Hals des sich über sie neigenden Onkels. Sie küßte ihn auf die Stirne, auf die graugesprenkelten Locken und rief:

»Onkel, geliebter Onkel, ich will geduldig sein, dafern Du nur mich nicht verlässest, sondern mich auch künftig, wie jetzt, täglich besuchst.«

»Ja, insoweit es auf mich ankommt, soll es geschehen,« antwortete der Graf. »Sobald ich mich vom Herzog losmachen kann, komm' ich, darauf kannst Du Dich verlassen. Uebrigens leidest Du doch nicht etwa Mangel an irgend etwas?«

»Nein,« antwortete Axelina seufzend, »an nichts weiter als an freundlicher Begegnung und Wohlbehagen.«

»Armes Kind,« sagte der Graf mit wehmüthigem Lächeln. »Gerade dies sind Dinge, die am schwersten zu entbehren sind. Inzwischen sei guten Muthes und suche Dich in dein Schicksal zu finden. Je besser Du es erträgst, desto schneller geht es vorüber.«

Von dem Augenblick an, wo der väterliche Freund

jetzt das Krankenzimmer verließ, mußte Axelina lange, ja für ihr jetzt so reizbares Temperament allzulange, daliegen und vergebens auf ihn warten, denn der Herzog hatte den Einfall gehabt, eine Jagdpartie zu veranstalten, welche ununterbrochen drei Tage nach einander dauerte.

Inzwischen sah Axelina Niemanden anders als den Arzt oder den Apotheker und Judith, die kleine freundliche Wärterin. Die Herzogin, welche fürchtete, daß Axelina's Krankheit ansteckend sein könne, hatte streng verboten, daß Jemand sie besuche, weder vom Dienstpersonale noch von den am Hofe aufwartenden Damen.

Sie selbst für ihre eigene Person war sehr ärgerlich darüber, daß Axelina, deren Hieherkunft sie erst mit so vieler Mühe erstritten und deren Beihilfe sie in so hohem Grade zu bedürfen glaubte, gleich bei ihrer Ankunft am Hofe außer Stand gesetzt ward, ihre Wünsche zu erfüllen.

Sie glaubte sogar nach Verlauf einiger Tage, Axelina müsse nun in so weit wieder hergestellt sein, daß sie wenigstens in das Alltagszimmer der Hofdamen kommen könne, wo, obschon ohne Axelina's Leitung, fleißig gearbeitet ward. Ja sie glaubte sogar, die Kranke verlängere ihr Ausbleiben mit Fleiß und schütze Mattigkeit blos vor, — eine Vermuthung, die allerdings auch nicht ganz unbegründet war, denn Sehnsucht nach der egoistischen Herrscherin und deren ganzen Umgebung fühlte Axelina durchaus nicht.

Eines Tages, während sie noch im Bett lag und nachdachte, wie alles dies wohl enden würde, wie es wohl in Stockholm, in der geliebten Heimat, ginge, ob ihr Verlobter sich eben so heiß nach ihr sehnte, wie sie sich nach ihm, wie lange

sie wohl getrennt bleiben würden und dergleichen mehr, sah sie wie die Thür sich ganz leise und allmälig öffnete. Und durch die Oeffnung hindurch lugte ein lächelndes Kindergesicht mit klaren Augen und so unschuldsvollem Ausdruck, wie man sich das eines Engels denkt.

Es dauerte auch nicht lange, so hüpfte ein kleines nettes Mädchen herein, trippelte gerade auf das Bett los, legte seine Hände auf die oben erwähnte Decke und fragte in wunderbar süßem Tone:

»Nun, wie geht es Euch, Jungfrau Axelina Lejonhufvud?«

Axelina, welche in der schönen, idealisirt gekleideten Kleinen eine Traumerscheinung zu sehen glaubte, fuhr sich unwillkürlich mit beiden Händen an die Augen und rieb dieselben, um sich zu überzeugen, daß sie wach sei. Gleich darauf aber kam ihr der Gedanke ein:

»Wäre dies vielleicht die achtjährige Prinzessin Katharina, die Tochter des Herzogs aus erster Ehe?«

Und so war es wirklich. Katharina, die später so gute, so wohlthätige und wegen ihrer Tugenden so allgemein beliebte Fürstin, verrieth schon in ihrer ersten Kindheit jene unwiderstehliche Neigung, Gutes zu thun, zu trösten und zu helfen, was bis an das Ende ihres Lebens ihre liebste Beschäftigung, ihr Ziel, ihre Aufgabe zu sein schien.

Wohl hatte sie gehört, daß es den Hofjungfrauen untersagt war, Axelina's Zimmer zu betreten, aber sie verstand nicht recht, warum, und da sie selbst in das Verbot nicht mit inbegriffen war, so glaubte sie, sie könne wohl versuchen, die arme Kranke zu erheitern.

»Wer ist dieser kleine Engel, den ich sehe und der so

freundlich ist, mich in meiner Einsamkeit und Niedergeschlagenheit zu besuchen?«

»Ich heiße nicht Engel, ich heiße Katharina,« antwortete die Kleine. »Man sagte, Ihr läget krank und wäret so einsam. Deshalb fiel es mir ein, nach Euch zu sehen und zu fragen, ob ich Euch ein wenig aufheitern kann.«

»Tausend Dank,« sagte Axelina zwischen Thränen hindurchlächelnd, denn sie fühlte sich durch die Theilnahme des Fürstenkindes gerührt und zugleich erheitert.

Katharina setzte sich zu ihr auf den Bettrand und begann mit der liebenswürdigen Naivetät ihres Alters eine ganze Menge für sie selbst wichtige Dinge zu erzählen, wie zum Beispiel, daß man ihr eine kleine Schwester oder einen kleinen Bruder versprochen, wie ihr Vater und die andern Herren auf der Jagd zwei Rehböcke und ein wildes Schwein erlegt und aus dem Walde in die Schloßküche geschickt, um zum Festmale nach dem Schluß der Jagd bereitet zu werden, so wie ferner von den schönen Spielsachen, die sie vergangenes Jahr aus Holstein von ihrer neuen Mutter erhalten, welche damals in einem großen schönen Schiff angelangt seien.

Axelina erdreistete sich, die kleine Prinzessin zu fragen, ob sie ihre neue Mutter lieb habe, und ob diese gut gegen sie sei.

»O ja,« antwortete Katharina, »sie ist gut gegen mich, dafern ich artig und gehorsam bin, nicht aber, wenn ich unartig bin, denn dann läßt sie mich in den Schandwinkel treten. Es ist dies zweimal geschehen, seitdem sie hier ist, aber zum dritten Mal soll es nicht geschehen, das habe ich mir vorgenommen, denn ich werde nun stets fleißig und gehorsam sein. Das letzte Mal, wo ich dort

stehen mußte, schämte ich mich ganz fürchterlich vor den vielen Leuten, welche an mir vorübergingen. Endlich aber kam der Herzog, mein Vater. Er schien es nicht gern zu sehen, daß ich gestraft worden, denn er sagte zu meiner Mutter einige Worte, welche dieser nicht zu gefallen schienen Ich sagte aber sogleich selbst zu meinem Vater, ich sei unartig gegen die Herzogin gewesen und gestünde selbst zu, daß ich meine Strafe verdient hätte. Dabei weinte ich bitterlich und versprach sowohl meinem Vater als meine Mutter, niemals wieder ungehorsam zu sein, und dann bat ich den Herzog, nicht bös auf die Herzogin zu sein, weil ja nur ich an Allem Schuld sei, und mein Vater nahm mich auf die Arme und küßte mich mehrmals und reichte dann die Hand auch meiner Stiefmutter, welche mich freundlich an sich zog und mir den Kopf streichelte. Und so ward Alles wieder gut.«

Axelina konnte sich nicht genug über dieses ausgezeichnet liebenswürdige Kind wundern und öffnete eben den Mund, um etwas zu sagen, und das für sie so angenehme Gespräch weiter fortzusetzen, als Judith ganz außer Athem und mit hochgerötheten Wangen in das Zimmer hereingestürzt kam und rief:

»Fräulein! Fräulein! Um Gottes willen macht schnell, daß Ihr von hier fort kommt! Die Unterhofmeisterin hat erfahren, daß Ihr hier seid; aber sie ist gut, wie wir wissen und schweigt schon; erfährt dagegen die Oberhofmeisterin es, so wird die Sache schlimm.«

Die kleine Katharina beeilte sich indessen durchaus nicht, das Zimmer zu verlassen. Sie blieb mitten in demselben stehen, betrachtete Judith ganz ruhig und sagte:

»Mir hat kein Mensch verboten, hier hereinzugehen.

Hätte m.. dies, so versichere ich Dir, Judith, daß ich dem Verbot nicht zuwider gehandelt hätte. Da aber etwas Gefährliches darin zu liegen scheint, so darf ich wohl nicht wieder kommen, und dies thut mir leid, denn Axelina gefällt mir sehr.«

»Gott segne Euch, Fräulein!«

Dies war Alles, was die Kranke zu antworten vermochte.

»Werdet bald gesund, Axelina, und kommt zu uns, dann will ich Euch auch alle meine Spielsachen zeigen,« sagte die Kleine in bittendem Ton.

Dann trippelte sie ebenso leicht, wie sie gekommen, wieder aus dem Zimmer hinaus.

Endlich war Axelina so weit wieder hergestellt, daß sie unter keinem Vorwand länger im Bett bleiben konnte. Im Gegentheil hatte der Arzt ihr dies geradezu verboten, indem er behauptete, daß sie sich dadurch selbst abmattete. Dabei hatte er auch gesagt, daß Gesellschaft und Zerstreuung ihr gut sein würde, und daß sie deshalb schon den nächstfolgenden Tag, welcher ein Sonntag war, ihr Zimmer verlassen und in den Kreis des Hofes treten sollte.

Mit schwerem Herzen machte sie sich am Sonntagmorgen acht Uhr, wo Alle schon in voller Bewegung waren, dazu bereit.

Diesmal aber überhob das Schicksal sie der Widerwärtigkeit, vor die strenge, ihr so widerwärtige Herzogin treten zu müssen, denn Judith kam und erzählte, daß die Herzogin krank geworden sei. Sie, welche gehofft, noch zwei bis drei Wochen mit ihren vielen und mannigfachen Arb..ten in Thätigkeit sein zu können, hatte sich in dieser Beziehung bedeutend verrechnet, und es war nun ein großer

Aufruhr im ganzen Schloß, wo alle wie toll gegeneinander rannten.

Die Folge dieser Mittheilung war, daß Axelina bis auf Weiteres in ihrem Zimmer blieb.

Da saß sie und überdachte ihre seltsame dermalige Lage, als Judith abermals eintrat und ihr mit der geheimnißvollsten Miene von der Welt ein ganz kleines an sie adressirtes Briefchen überreichte.

»Von wem?« frug Axelina ganz erstaunt, denn sie gewahrte gleich auf den ersten Blick, daß der Brief weder von Gustav Stalkrona noch von dessen Mutter war.

»Er kommt von daheim,« flüsterte die dienstfertige Judith.

»Von daheim? von Stockholm?«

»Ja, edle Jungfrau. Mein Bruder, welcher Reitknecht bei Herrn Arvid Stalkrona ist, Ihr kennt ihn schon, er heißt David, mein Bruder, sage ich, ist von seinem Herrn als Courier mit einem Brief an euern Herrn Onkel, den Grafen Mauritz, gesendet worden. Heimlich hat er aber auch dieses Briefchen mitgebracht.«

Axelina ergriff mechanisch den Brief und hielt ihn zwischen den Fingern, ohne ihn zu erbrechen.

»Von wem kann das sein?« fragte sie zitternd.

»Das weiß ich nicht,« bemerkte Judith lakonisch.

»Wie um Gottes willen steht es bei mir zu Hause!« rief Axelina, von einer unnennbaren Angst ergriffen, denn jetzt trat die so lange gehegte Ahnung von einem unbestimmten nahenden Unglück ihr verkörpert vor die Augen.

»Nicht gut, fürchte ich,« antwortete Judith. »Aber

lest, lest, Jungfrau. Die Sache ist dringend; wenigstens sagte David es.«

Und Judith verließ das Zimmer, während Axelina das Siegel aufriß und folgende von einer ihr vollkommen unbekannten und noch höchst ungeübten Hand gekritzelte Worte las:

»Jungfrau Axelina, kommt nach Hause. Euer Verlobter liegt auf den Tod. Eine Andere hat euren Platz an seinem Krankenlager eingenommen. Beeilt Euch. Sein Bruder und seine Mutter sind auch krank. Säumet nicht!«

Eine Namensunterschrift hatte der Brief nicht und konnte ebenso eine böswillige Lüge als eine traurige Wahrheit sein.

Axelina zweifelte aber keinen Augenblick, daß das Letztere der Fall sei.

Mit einem Aufschrei des Schreckens und des Schmerzes barg sie den Brief in der Tasche ihres Kleides, sank aber im nächsten Augenblick ohnmächtig von der Bank herab, auf der sie gesessen.

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.